

Feministische Pornos: Achtung, dieser Artikel kann Sie irritieren

Nummer 9 – 28. Februar 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Kriegserklärung an die Schweiz

Warum uns der französische Angriff auf die UBS beunruhigen muss.
Von Beat Gygi und Florian Schwab

Lumpenreiner Textilbaron

Wie wohltätig ist Texaid-Unternehmer Böschen? *Von Christoph Mörgeli*

Heldin der Iranerinnen

Besuch bei der Frau, die die Mullahs das Fürchten lehrt.
Von Urs Gehriger

Dschihad-Heimkehrer
Darf man Terroristen
ausbürgern?

4 194407 006904 09



Aus Liebe zum Dorf, wo die Frau den Männern das Handwerk lehrt.



Wenn Braumeisterin Claudia Graf ihr Bier ausschenkt, dann jubeln in Rebstein SG auch die Frauen. Denn mit ihren innovativen Kreationen begeistert sie längst nicht mehr nur Männer. Und wie ihr Bier beziehen wir all unsere rund 10 000 «Feins vom Dorf»-Produkte direkt aus dem Dorf und seinen Nachbardörfern. Hergestellt von Produzenten, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

volg.ch/dorfgeschichten

Volg
frisch und fründlich

Wer über Martin Böschen, Geschäftsleiter der Textilverwertungsfirma Texaid AG, schreiben will, hat rasch dessen Medienanwalt am Telefon. Böschen stehe momentan für Interviews nicht zur Verfügung, und man solle bitte seine Persönlichkeitsrechte wahren. Wir stellen den deutsch-schweizerischen Geschäftsmann vor, der 1200 Menschen beschäftigt und 100 Millionen Franken umsetzt. Der *Sonntagsblick* bezeichnete Böschen als «kapitalistischen Wolf in einem karitativen Schafspelz». Denn er



Reich dank Lumpensammeln: Texaid-Chef Böschen.

baue zwei Häuser am «Millionenhügel» in Baar und verdiene zu viel. Steckt hinter Texaid, die zur Hälfte Böschens Mutter, zur Hälfte sechs renommierten Hilfswerken gehört, wirklich ein «waschechter Skandal»? Wohl kaum. Nur das erfolgreiche Geschäftsmodell des guten, alten Lumpensammelns. **Seite 10**

Seit vielen Jahren schon wird ein Ende des Kunstbooms vorausgesagt, doch die Preise von exklusiven Werken verharren auf astronomischem Niveau. Zu den wichtigsten Akteuren in dem globalen Markt gehört David Zwirner, dessen Galerie Grössen wie Jeff Koons und Neo Rauch vertritt. Im Interview erklärt der mächtige Kunsthändler, wie das Geschäft mit millionenteuren Werken funktioniert und weshalb bei ihm die meisten Geschäfte noch immer per Handschlag abgeschlossen werden. **Seite 54**

Eine Frau bringt fertig, was die Amerikaner in vierzig Jahren nicht geschafft haben. Sie lehrt das Mullah-Regime im Iran das Fürchten. Masih Alinejad, 42, hat mit ihrem Kampf gegen den Kopftuchzwang eine Massenbewe-



Kopftuch-Experiment: Gehriger, Alinejad (r.).

gung losgetreten. Über das Internet steuert sie den Aufstand. Millionen folgen ihr. Urs Gehriger hat die Willenskraft der zierlichen Iranerin am eigenen Leib erfahren. Während des Interviews in ihrem Exil in Brooklyn, New York, machte sie mit ihm ein erniedrigendes Experiment. «Wir müssen die Freiheit der Männer ruinieren, damit sie uns Frauen verstehen», so Alinejad – und zwang Gehriger kurzerhand unter den Schleier. **Seite 44**

Der beliebteste Musikstil unter den Jugendlichen ist zurzeit der sogenannte Deutschrapp, die Stars der Szene haben fast alle Migrationshintergrund. Obschon mehrere Deutschrapp-Songs ganz oben in der Hitparade stehen, weigern sich fast alle Radiostationen, die Lieder mit ihren zum Teil drastischen Texten abzuspielen. Dies sei ein Fehler, meint Jugendradio-Pionier Giuseppe Scaglione in seinem Gastbeitrag. Er erklärt, worum es sich bei dem Phänomen handelt und weshalb es sich lohnt, sich mit dieser Musik auseinanderzusetzen. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Jasmin Karim (*Assistentin*),
Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Schön erfolgreich: Natalie Rickli. Seite 32



Hinter vatikanischen Mauern: Seite 18



«99 Prozent aller Verkäufe schliessen wir per Handschlag oder Telefonat ab.»

David Zwirner: Seite 54

Titelgeschichte

- 14 **Angriff auf die Schweiz**
Die französische Justiz büsst die UBS
- 16 **Justiz**
«Amerikanische Strafrechtskultur»

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 7 **Kommentare**
Bitte diskriminiert mich!
- 8 **Europa** Unguter Eifer
- 8 **Eine Frage der Moral**
Tödliche Illusionen
- 9 **Eilmeldung** Karin Keller-Sutter:
Furioser Start der FDP-Bundesrätin
- 10 **Kopf der Woche** Martin Böschen:
Der Millionär, der Lumpen sammelt
- 18 **Essay der Woche** Der Papst
und sein «Marlboro Man»
- 20 **Zeitgeist**
Männer reicher Frauen
- 22 **Mörgeli** Gravierte Frauenpulte
- 22 **Bodenmann** Nach den SBB
der Airport Frankfurt
- 23 **Medien** Befreiungstheologie
- 23 **Die Deutschen** Multilateral

Inland

- 26 **Ringelreihen der Anschlussfreunde**
Pläne der Überzeugungstäter
- 28 **Rosa Linien, rote Köpfe**
Schlingerkurs der FDP

- 32 **Der Adonis-Faktor**
Attraktive Politiker sind im Vorteil
- 36 **Darf man Terroristen ausbürgern?**
IS-Kämpfer mit Schweizer Pass
- 42 **Was die Schweiz vernünftig macht**
Wunderwaffe Superproporz

Ausland

- 44 **Masih Alinejad** Die Frau, die den
Mullahs im Iran das Fürchten lehrt
- 48 **Inszenierte Gewalt** Gefälschte
Hassverbrechen in den USA
- 49 **Inside Washington** Poliwood
- 50 **«Frau Merkel kann kein Deutsch»**
Der deutsche Autor Alexander Kissler
- 51 **Viktor Orbán** Theaterdonner

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Bilaterale Rechenübungen**
Sind die Bilateralen 24 Milliarden wert?
- 34 **Ethik der Ästhetik**
Schönheit als Erfolgsfaktor
- 37 **Klimapolitik** Geschenk von oben
- 58 **Seminar bei der Nobelpreisträgerin**
Die besten Universitäten der Welt

Kultur & Gesellschaft

- 38 **Homo-Ehe mit Dominoeffekt**
Kommt die Elternschaft für alle?
- 40 **Was bringt de Blick hüt cheibs?**
Karl Lüönd über das Boulevardblatt
- 52 **Ikone der Woche** Arnold Böcklin

- 54 **«Beuys kam regelmässig zu uns nach Hause»** Galerist David Zwirner
- 57 **Wo sind «die da»?**
Giuseppe Scaglione über Deutschrapp

Rubriken

- 7 **Im Auge** MacKenzie Bezos
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Uriella
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel**
Einen neuen Menschen schaffen?
- 60 **Kino** «On the Basis of Sex»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Emile Parisien Quartet
- 62 **Thiel** Hofnarr
- 62 **Namen** Fliegende Blumenbouquets
- 62 **Fast verliebt** Paris, Paris!
- 63 **Unten durch** Gerechtigkeit
- 64 **Wein** Wonnen des Alltäglichen
- 64 **Salz & Pfeffer**
Was ist guter Geschmack?
- 65 **Auto** Subaru Forester
- 66 **Tamaras Welt**
Feministische Pornos – stööhnl!

Mutige UBS

Das Pariser Urteil ist auch eine Kriegserklärung an die Schweiz und ihren Finanzplatz.

Von Roger Köppel

Die Schweizer Grossbank UBS ist von einem französischen Gericht zu einer Rekordstrafe von insgesamt 5 Milliarden Franken verknurrt worden. Schweizer Medien beurteilen den Entscheid als hochpolitisch ohne ausreichende Beweise. Trotzdem wird vor allem die Bank kritisiert. «Dumm, dummer, UBS», titelt das Aufregerportal *Inside Paradeplatz*. Selbst die gemässigtere NZZ rümpft die Nase, weil die Banker vor den Richter gingen. Besser, finden die Journalisten, wäre ein aussergerichtlicher Deal samt Schuldeingeständnis mit den französischen Staatsanwälten gewesen.

Die Moralisierer irren. In einem Rechtsstaat sollte man niemandem einen Strick daraus drehen, wenn er vor einem Gericht seine Unschuld beweisen will. Der Gang vor den Richter, in der Hoffnung, einen fairen Prozess zu bekommen, ist die Grundlage unserer rechtsstaatlichen Kultur. Eine Justiz des Hinterzimmerdeals ist kein erstrebenswertes Ideal. Wenn eine Firma, die für sich in Anspruch nimmt, kein Gesetz gebrochen zu haben, ein ordentliches Verfahren anstrebt, sich sogar vor ausländischen Gerichten und fremden Richtern unter Inkaufnahme aller Risiken verteidigt, sollte man loben, nicht anprangern.

Die Vorwürfe der Franzosen sind massiv. Die UBS habe zwischen 2004 und 2012 staubsaugermässig riesige Mengen an un versteuertem Geld aus Frankreich in die Schweiz verschoben. Die Grossbank wird als eine Art manipulatives Verbrechersyndikat beschrieben. Über betrügerische Vermögensberater habe man illegal Kunden angeworben, um ihre Ersparnisse am französischen Staat vorbei in geheimen Schweizer Nummernkonti zu verstecken. Die Chefrichterin am Pariser Tribunal de grande instance, Kammer 32, Christine Mée, spricht von «Geldwäscherei». Es ist die ganz grosse Artillerie, die hier aufgefahren wird.

Namhafte Juristen, die das 192-seitige Urteil gelesen haben, sind entsetzt. Einer von ihnen ist der bekannte Rechtsprofessor Peter Nobel. Er nennt den Richterspruch «fragwürdig». Nobel kritisiert Beweislage wie Beweisführung als «Nichtnachweis» von Straftaten. Konkrete Belege für konkrete Rechtsverletzungen würden fehlen. Auf dürrster Grundlage solle die UBS als «gigantische Geldwäschereianstalt» gleichsam «an die Wand gefahren» werden. Die Busse sei «konfiskatorisch», also massiv übertrieben.

Seltsam ist weiter, dass die Urteilsbegründung zu 90 Prozent inklusive Tippfehlern wortidentisch ist mit der Anklageschrift. Die Plädoyers und Argumente der Bank sind nicht berücksichtigt, jedenfalls von Auge nicht erkennbar. Die Franzosen können keinen einzigen Fall illegaler Kundenanwerbung benennen. Ihre Hauptzeugen, eine Eventmanagerin und ein Auditor, hatten keine Einsicht in Kundendossiers. Die beiden Kundenbetreuer,



Macron: Willkommene Entlastung.

die sie aus der Schweiz als Belastungszeugen geholt haben, sind wegen Vermögensdelikten gegen die UBS verurteilt und nur mässig glaubwürdig. Der dritte Zeuge, der notorische Amerikaner Bradley Birkenfeld, musste in der Voruntersuchung zugeben, dass er noch gar nie in Frankreich gearbeitet hat.

Aus Sicht der UBS deutet das französische Gericht die Rechtslage rückwirkend, skandalös gegen die Bank um. Der Vorwurf hat einiges für sich. Zwischen 2004 und 2012 galt ein anderes Steuerregime als heute. Noch durften Banken undeklarierte Vermögen annehmen. Um die Steuerhinterziehung zu bekämpfen, wurde auf Initiative von Luxemburg, den Niederlanden und Österreich die Zinsbesteuerung eingeführt. Die Banken gaben ihren Kunden die Möglichkeit, ihre Konten den

Steuerbehörden offenzulegen. Taten sie das nicht, erhoben die Banken Steuerabzüge auf den Erträgen der Vermögen. Diese führten sie an die Herkunftsländer ab, unter Wahrung der Anonymität der Kontoinhaber. Das Instrument war löchrig, aber so gewollt. Auch Frankreich lobte die Zinsbesteuerung als «adäquate Massnahme» gegen Steuerhinterziehung.

Heute wendet das Gericht den einst bejubelten Staatsvertrag als Angriffswaffe gegen die UBS. Für die Richterin ist es inzwischen ein Verbrechen, dass die UBS unversteuerte Gelder in ihren Depots hatte. Dass es unversteuerte Gelder gab, ist unbestritten. Das belegen allein schon die Zinsabzüge, die die UBS jahrelang pflichtschuldig an die Franzosen überwiesen hat. Nur: Es war den Banken damals eben weder in der Schweiz noch in Frankreich verboten, unversteuerte Gelder anzunehmen. Diesen Sachverhalt blendet das Tribunal mit seiner retroaktiven Rechtsprechung aus.

Frankreich ist ein Rechtsstaat, aber einer, der sich in einer ungemütlichen Lage befindet. Die Schulden drücken enorm. Der Präsident ist geschwächt. Auf den Strassen rufen Gelbwesten bald täglich die Revolution aus. Ein ausländischer Bösewicht könnte willkommene psychologische Entlastung bringen. Die hohe Strafsumme wäre Balsam in die leeren Kassen. Welches französische Gericht hätte die übermenschliche Kraft, solchen Versuchungen zu widerstehen? Schon Napoleon liess seinerzeit den Berner Staatsschatz nach Paris mitgehen.

Der Fall UBS ist ernüchternd für alle, die das Gefühl haben, Schweizer Interessen seien bei europäischen Richtern, bei fremden Gerichtshöfen bestens aufgehoben. Und natürlich ist das Pariser Urteil auch eine Kriegserklärung an die Schweiz und ihren Finanzplatz. Was die UBS zwischen 2004 und 2012 legal in Frankreich machte, war auch in anderen Banken erlaubte Praxis. Die gigantische Enteignungsbusse der Franzosen wird deshalb grossräumig Whistleblower, Denunzianten und Staatsanwälte in anderen Ländern motivieren. Die meisten EU-Staaten sind hochverschuldet. Sie brauchen dringend Geld. Sie werden es dort holen, wo es noch Geld hat.

Und was macht die Schweiz? Die Eidgenössische Steuerverwaltung ist eifrig damit beschäftigt, den ausländischen Steuerbehörden auf ihren Raubritterzügen auch noch zu helfen. Sogar bei gestohlenen Datensätzen zeigen sich die Beamten von SVP-Finanzminister Ueli Maurer dienstbereit und geben freudig Auskunft. Ein aktueller Fall liegt dieser Tage beim Bundesgericht. Wird der organisierte Kundenverrat gestoppt? Solange die Politik so fleissig an der Demontage des Schweizer Wohlstands mitwirkt, sollte man auf eine UBS nicht einprägen, die immerhin den Mut hat, sich gerichtlich gegen die Attacken aufzulehnen.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Wohlfühloase im Appenzellerland

Gönnen Sie sich eine Auszeit im wunderschönen Appenzellerland. Das frisch renovierte Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichneten Spitzenküche und einem einzigartigen Wohlfühlangebot. Der perfekte Ort zum Entspannen, Erleben und Geniessen.

Schweizer Qualität, urchige Traditionen und ursprüngliche Natur: Am Fuss des Säntis empfängt Sie das innovative Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort und persönlicher Betreuung. Die 87 komplett umgebauten Zimmer und Suiten – ausgestattet mit Textilien der St. Galler Traditionsfirma Schlaepfer, einem Dusch-WC und mit einer traumhaften Aussicht auf den Alpstein – lassen keine Wünsche offen. Um das kulinarische Wohl kümmert sich die international prämierte Küchenchefin Käthi Fässler. An einem der beiden Abende wählen Sie ein Vier-Gänge-Menü aus achtzehn verschiedenen Gerichten; geniessen Sie ein Gourmet-Menü der absoluten Spitzenklasse. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weit-

läufigen Hotelpark mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie mit einem kostenlosen Flyer-E-Bike oder Mountainbike, beim Wandern oder auf einer Schneeschuh-tour rund um den Säntis oder im Alpstein. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit den Appenzeller Bahnen, den drei Luftseilbahnen und Museumseintritte gratis.



Platin-Club-Spezialangebot

Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen (Halbpension)
- 1 Gourmet-Menü inkl. offerierte Getränke
- 1 Behandlung im Wellnessbereich
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellnessbereich
- Täglich wechselndes Aktivitäten-Programm
- Appenzeller Ferienkarte

Spezialpreis pro Person:

Im Einzelzimmer: Fr. 990.– (statt 1136.–)
Im Doppelzimmer: Fr. 890.– (statt 1061.–)

Buchung:

Ab sofort bis Ende März 2019
(ausgenommen Weihnachten/Neujahr)
Reservieren sie ihr Angebot unter
Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort «Weltwoche»
angeben

Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, Im Park 1, 9057 Weissbad
www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Bitte diskriminiert mich!

Von Rico Bandle — Wer heute einen Oscar gewinnen will, muss einen Film über eine diskriminierte Minderheit vorlegen. Wer gewinnt die «Opferolympiade», wer verliert?



Anerkennung und Aufmerksamkeit: Billy Porter.

Es ist ein Witz, der Woody Allen zugeschrieben wird: «Ein Schwarzer liest in der New Yorker U-Bahn eine jüdische Zeitung. Da tippt ihm ein Weisser auf die Schultern und sagt: «Neger allein reicht dir wohl nicht.»»

Leider kein Witz ist ein Vorfall, der in den USA zu reden gibt: Der schwarze und schwule Schauspieler Jussie Smollett, bekannt aus der TV-Serie «Empire», wurde vor einem Lokal von zwei Leuten tätlich angegriffen, gewürgt und mit homophoben und rassistischen Schmähungen eingedeckt. Der versuchte Lynchmord fand enorme mediale Beachtung, Politiker äusserten ihre Entrüstung, Schuld sei das von Präsident Donald Trump geschaffene Klima. Bis sich herausstellte: Der Angriff war fingiert, die angeblich rechtsextremen Gewalttäter waren vom Opfer bezahlt gewesen. Er sei unzufrieden mit seinem Lohn gewesen, gab der Schauspieler später als Motiv an.

Wahrscheinlich strebte er einfach nach Anerkennung und Aufmerksamkeit, und das geht heute am einfachsten, wenn man ein Opfer von Diskriminierung ist.

Kürzlich beklagte ein schwuler Autor in der deutschen Zeitung *Die Welt*, dass er als normaler Schwuler nicht mehr genügend diskriminiert werde, ja eigentlich auch schon zur Tätergruppe zähle. «Sind jene Schwulen, die heute über fünfzig Jahre zählen, nicht letzt-

lich auch nur alte weisse Männer?», fragte er. Er fühle sich, was die Diskriminierung angehe, benachteiligt gegenüber Frauen, Behinderten, Migranten, Transsexuellen. Der Autor schrieb von einer «Opferolympiade» und nahm bedauernd zur Kenntnis, dass die schwulen gemeinsam mit den heterosexuellen Männern die hintersten Plätze belegten.

Diskriminiert zu sein, ist heute nicht nur ein Lebensgefühl, sondern auch ein Geschäftsmodell. Dies kam bei der letzten Oscar-Verleihung besonders stark zum Ausdruck: Wer gewinnen wollte, musste fast zwingend einen Film über eine diskriminierte Minderheit vorlegen. Und vorzugsweise selber zu einer gehören. Dass die diesjährige Verleihung ohne Moderator durchgeführt wurde, hatte ebenfalls mit dem Diskriminierungswahn zu tun: Jener Mann, der durch den Abend hätte führen sollen – der schwarze Komiker Kevin Hart –, hatte vor Jahren ein paar Sprüche über Homosexuelle getwittert. Das geht natürlich nicht, auch dann nicht, wenn er sich dafür entschuldigt hat.

Die Sache ist längst zum Selbstzweck geworden. Öffentliche Stellen wie Institute für Genderwissenschaft oder Gleichstellungsbüros können gar nie zur Erkenntnis gelangen, dass es keine nennenswerte Diskriminierung gibt, sonst machen sie sich überflüssig. Bei den Oscars gilt Ähnliches. Die Kommentatoren schrieben sich gegenseitig ab, der Oscar für den besten Film an die Antirassismuskomödie «Green Book» sei darum problematisch, weil die Geschichte aus weisser Sicht erzählt sei. Das ist natürlich diskriminierend. Im *Tages-Anzeiger* jammerten zwei weisse Journalisten: «Am Ende stand dann doch eine Gruppe von weissen Produzenten auf der Bühne.» Schlimm.

Wer etwas gelten will, muss diskriminiert sein. Die Nichtdiskriminierten fühlen sich zunehmend an den Rand gedrängt und versuchen verzweifelt, auch irgendwie zu den Diskriminierten zu gehören. Zum Beispiel, indem sie die Einschränkung der Meinungsfreiheit durch Political Correctness beklagen und dabei alles aussprechen, was sie angeblich «nicht mehr sagen dürfen». Womöglich wird dies bald nicht mehr nötig sein. Es ist absehbar, dass irgendwann die Nichtdiskriminierung als besonders perfide Form der Diskriminierung anerkannt wird. Dann braucht auch niemand mehr einen Rassismus-Anschlag auf sich zu inszenieren.

Mehr zum Thema: Seite 23, 48

Das verflixte 25. Jahr



MacKenzie Bezos, Bücherwurm.

Ich habe mir eine Frau gesucht, die mich aus einem Gefängnis der Dritten Welt befreien könnte.» Das schöne Kompliment datiert kaum ein Jahr her. Inzwischen haben sich Jeff und MacKenzie Bezos aus den Mauern ihres Zusammenlebens befreit, nach 25 Jahren. Sie waren damals Büronachbarn beim Hedgefund D. E. Shaw in New York. «Ich hörte durch die Wand den ganzen Tag über sein Lachen, wie konnte ich ihm widerstehen?» Es war für sie «Liebe auf das erste Lachen», und sie lud ihn zum Date ein. Drei Monate später waren sie verheiratet, sie 23, er 30. Und nach einem Jahr fuhren sie im Auto quer durch die USA nach Seattle am Pazifik, sie am Steuer, er auf den Knien die Pläne für einen Internetbuchhandel. So entstand Amazon.

MacKenzie Tuttle wollte nie etwas anderes als Schriftstellerin werden. Als Sechsjährige zeichnete sie ihr erstes Bilderbuch, «The Book Worm», 142 Seiten, die leider bei einer Überschwemmung vom Schlamm verschluckt wurden. Sie studierte in Princeton Literatur, ihre Professorin, die Nobelpreisträgerin Toni Morrison, förderte ihr Talent. Ihren literarischen Erstling und Bestseller publizierte MacKenzie Bezos («Ich fühle mich als besserer Mensch, wenn ich schreibe») jedoch erst 2005, nach vier Kindern (drei eigene, ein adoptiertes), und gewann auf Anhieb den American Book Award als eine Art Zugpferd von Amazon.

Mit der Scheidung – Jeff verzauberte, angeblich, mit seinem Lachen die TV-Moderatorin Lauren Sánchez – wird MacKenzie eventuell die reichste Frau der Welt. Die beiden haben, angeblich, keinen Scheidungsvertrag. Im Bundesstaat Washington, ihrem Wohnsitz, würde das gemeinschaftliche Vermögen halbe-halbe aufgeteilt. Konkret die nach gegenwärtigem Börsenwert zirka 140 Milliarden Dollar und auch der Sechzehn-Prozent-Anteil des Hauptaktionärs und reichsten Erdenbürgers Jeff Bezos an Amazon. MacKenzie wäre, nach Cleopatra, Zarin Katharina der Grossen und Kaiserin Maria-Theresia in der Alten Welt, die besitzmächtigste Frau des Cyber-Universums. Peter Hartmann

Unguter Eifer

Von *Christoph Mörgeli* — Die Dänin Margrethe Vestager drängt an die EU-Spitze. Das ist keine gute Idee.

Sie sei ein «Star», eine «liberale Dänin», die viele als «ideale Nachfolgerin von Jean-Claude Juncker» sähen. Die *NZZ am Sonntag* wusste von Margrethe Vestager auch zu berichten, dass die EU-Wettbewerbskommissarin in Sitzungen gerne Wolllefanten strickt. Apropos «liberal»: Die heisse Kandidatin für den EU-Kommissionsvorsitz war Parteichefin von «Det Radikale Venstre» («Die radikale Linke»), die mehr Grün, mehr EU und mehr Entwicklungshilfe fordert.

Als Juniorpartnerin der Sozialdemokraten war die Partei von Margrethe Vestager massgebend am Aufbau des Wohlfahrtsstaates in Dänemark beteiligt, lehnte seinerzeit die Verteidigung des Landes gegen die Nazis ab und unterstützte nach dem deutschen Einmarsch die Zusammenarbeit. Es sind indessen nicht solche, von Vestager nicht verantwortete Vorgänge, welche die Pfarrerstochter ungeeignet für die Spitze der Europäischen Union machen. Sondern die Tatsache, dass Skandinavien in internationalen Gremien selten segensreich wirken.

Warum? Viele von ihnen neigen zu überheblichen Lagebeurteilungen und glauben in fast religiösem Bekehrungseifer, ihr skandinavisches Modell lasse sich überallhin exportieren. Im Willen zur kollektiven Umerziehung sind und bleiben die Skandinavien Überzeugungstäter. Integration fremder Kulturen ist für sie eine kaum hinterfragte Erfolgsgeschichte. Eine Schwedin versuchte unlängst nach eigenen Worten, den ukrainischen Polizisten den «scandinavian approach» beizubringen.

Generalsekretär Thorbjørn Jagland (SP) führt den Europarat, als müsse an Skandinavien die ganze Welt genesen. Den blassen Jens Stoltenberg trug eine SP-Karriere von der Rudolf-Steiner-Schule ins Nato-Generalsekretariat. Carl Bildt warf Präsident Putin vor, er führe Russland in die Diktatur. Hans Blix spielte als Chef der Uno-Rüstungskommission die Gefahr von Saddam Hussein systematisch herunter. Schon Dag Hammarskjöld, Verfasser spiritueller Tagebücher, amtierte als Uno-Generalsekretär bei weitem nicht so glücklich, wie es die Legendenbildung nach seinem Flugzeugabsturz haben wollte.

Jetzt hat Margrethe Vestager gute Chancen fürs EU-Spitzenamt. Denn sie ist Frau und Skandinavierin. Doch heute sind in Brüssel nicht Volkserziehung, Europaideologie und Glaubensbekenntnisse gefragt. Sondern konkrete Knochenarbeit zur Bewältigung der riesigen Probleme.

Tödliche Illusionen

Von *Eugen Sorg* — Vierfachmörder Thomas N. möchte in die Therapie. Das ist verständlich, schliesslich will er irgendwann das Gefängnis wieder verlassen können. Doch das Böse ist nicht therapierbar.

Wenige hatten mehr Einblick in menschliche Abgründe als der kürzlich verstorbene Publizist Peter Holenstein. Er traf sich mit Kindermördern, Babyquälern, löste ungeklärte Mordfälle. Und als langjähriger Kenner des Strafvollzugs konstatierte er eine «Therapiegläubigkeit der Justiz», die geradezu «religiöse Züge» angenommen habe. Nicht mehr «Strafe, Schuld und Sühne» stünden bei den Gerichten im Vordergrund, so der erfolgreiche Buchautor, sondern die von der «Therapie-Industrie» vorgegaukelte Illusion, «für jeden Delinquenten die punktgenaue Therapie zu haben».

Was Holenstein zum schweizerischen Strafsystem anmerkte, lässt sich in allen reichen Ländern des Westens beobachten. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte sich schleichend ein einzigartiger kultureller Paradigma-Wechsel vollzogen: Das Böse, lautete die neue Frohbotschaft, sei keine zentrale Kategorie der menschlichen Existenz, wie alle Völker und Religionen bisher geglaubt hatten, sondern eine akzidentelle Erscheinung. Nicht der Verbrecher sei böse, sondern die Umstände, die ihn erst zum Verbrecher gemacht hätten – die Erziehung, das Milieu, frühkindliche Traumata. Auch der Täter sei letztlich ein Opfer und die Heilung seiner verletzten Seele der Königsweg zur Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Das Böse sei therapierbar. Soweit die Utopie.

Nun haben Studien immer wieder die Wirksamkeit von psychotherapeutischen Remedien erforscht. Und kamen immer wieder zum selben ernüchternden Resultat wie schon Freud, Gottvater der tiefenpsychologischen Sprechkur, der gegen Ende seines Lebens bilanzierte: «Ich glaube nicht, dass unsere Heilerfolge es mit denen von Lourdes aufnehmen können.» Doch die empirisch belegte Erfolglosigkeit hat kaum Konsequenzen. Die Grundannahmen des Therapeutismus gehören längst zu den allgemein akzeptierten Gewissheiten, was es den Seelenexperten leichter macht, trotz dubiosem Leistungsausweis ihrer Zunft sich weiterhin mit dem Nimbus einer angeblich exakten Wissenschaft zu schmücken.

Wie im Fall des Vierfachmörders von Ruppertschwil, der letztes Jahr vor Gericht verhandelt wurde und die ganze Schweiz aufgewühlt hatte. Der 33-jährige Täter Thomas N. hatte sich unter einem Vorwand Zugang zu

einer Familie verschafft. Er fesselte die Mutter, die zwei Söhne und die Freundin des älteren Sohnes, verging sich pervers und sadistisch am jüngeren, dreizehn, filmte sich dabei, schnitt allen die Kehle durch und setzte das Haus in Brand, um die Spuren zu verwischen. Danach lud er seine Mutter, bei der er wohnte, in die Ferien ein. Der Rucksack mit den Utensilien für das nächste Verbrechen war bereits wieder gepackt, als er gefasst werden konnte. Schockierend war neben der Tat an sich die kalte Gnadenlosigkeit, mit der er sie ausgeführt hatte. Thomas N. hatte jeden Schritt akribisch geplant und mit maschineller Konsequenz umgesetzt.

Er war bis anhin noch nie polizeilich aufgefallen. Er stammte aus einem intakten Elternhaus und war mit einem Bruder aufgewachsen, der ein normales Leben führt. Was für ein Mensch ist Thomas N., was trieb ihn an? Zwei Gerichtspsychiatern wurden aufgebeten. Der eine diagnostizierte beim pädophilen N. eine «narzisstische», der andere eine «zwanghafte Persönlichkeitsstörung»; eine «durchschnittliche Intelligenz» der erste, eine «überdurchschnittliche» der zweite. Was dies mit den skrupellosen Morden zu tun haben sollte, blieb unklar. Ähnliche Persönlichkeitsbilder finden sich bei vielen Menschen. Sie werden deswegen nicht zu Killern. Erstaunlicherweise waren sich die zwei Psycho-Experten aber darin einig, dass Thomas N. «therapierbar» sei. Wie wollten sie dies diagnostizieren, ohne zu wissen, warum er gemordet hatte? Was sollte therapiert werden? Amoral, tiefste Verworfenheit, mitleidlose Triebvergottung? Wussten die Psychiater von einem einzigen vergleichbaren Fall weltweit, wo dieses therapeutische Wunder gelungen wäre? Von den beiden renommierten Gutachtern kamen nichts ausser Banalitäten und ein paar psychiatrischen Imponierwörter. Sie gelangten nicht einmal in die Nähe dieses Abgrunds des Bösen.

Aber auch das Gericht stellte diese elementaren Fragen nicht. Es folgte dem rätselhaften Befund «therapierbar» und verzichtete auf eine lebenslange Verwahrung des monströsen Zeitgenossen. Doch Richter sollten sich nicht an utopischen Heilsillusionen orientieren. Eine «therapiegläubige Justiz» kann gefährlich werden. Die Morde an Lucie, Marie, Adeline beweisen es.

Die Entfremdete

Von Hubert Mooser — Die neue FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter ist furios ins neue Amt gestartet und markiert demonstrativ Distanz zur eigenen Partei.

Fraktionsklausur der FDP in Engelberg, Kanton Nidwalden. Es gibt viel zu besprechen: Bei der Klimapolitik hat Parteichefin Petra Gössi dem Freisinn einen neuen Kurs verordnet. Das grosse Thema ist jedoch der umstrittene Rahmenvertrag mit der EU, der die Schweiz institutionell näher an die EU bringen soll. Sechs Stunden streiten die FDP-Parlamentarier, dann vollzieht der Freisinn auch hier eine spektakuläre Pirouette. Die Partei will nun keine Nachverhandlungen mehr zu den «roten Linien» (Unionsbürgerrichtlinie usw.) und den Vertrag in der ausgehandelten Form mehr oder weniger akzeptieren. Eine zentrale Akteurin fehlte in Engelberg: Bundesrätin Karin Keller-Sutter, die sich zuvor krankheitshalber abgemeldet hatte.

Aber so, wie die Diskussion in der Fraktion letzten Samstag lief, traf es sich ohnehin gut, dass die Magistratin nicht vor Ort war. So konnte sie einer eventuellen Kraftprobe mit dem Bundesratskollegen Ignazio Cassis vor versammelter Fraktion elegant vermeiden. Denn beim Rahmenvertrag ticken Keller-Sutter und Cassis nicht gleich. Die Ostschweizerin habe in der ersten Bundesratssitzung 2019 grosse Vorbehalte zum Rahmenabkommen angemeldet, sagen bundesratsnahe Kreise. Wie sie zwischenzeitlich darüber denkt, weiss man nicht. Das hätte die Fraktion gerne von ihr in Engelberg erfahren. Ihr Ausfall wird von einzelnen Freisinnigen deshalb als «etwas seltsam» bezeichnet. Es komme höchst selten vor, dass einer der eigenen Bundesräte bei einer wichtigen Fraktions-sitzung fehle.

Unsichtbare Wand

Aber Karin Keller-Sutter und die FDP-Fraktion, das ist eben keine sehr enge Liebesbeziehung, seit sie bei der Nachfolge von Bundesrat Hans-Rudolf Merz vor acht Jahren gegen Johann Schneider-Ammann verloren hat. Sie fühlte sich damals von Partei und Fraktion verheizt. Als Ständerätin umgab sie sich mit einer Aura der Unnahbarkeit. Immer war da eine unsichtbare Wand zwischen ihr und ihren Kollegen in der Fraktion. Sie sei keine, die nach einer Sitzung noch auf ein Bier mitkäme, lästern Kollegen. «Das stimmt gar nicht», wehrt sie sich, wenn man sie darauf anspricht: «Es kommt aber darauf an, mit wem ich etwas trinken gehe.» Wer ihre Bezugspersonen in der FDP-Fraktion heute sind, kann allerdings keiner mit letzter Gewissheit sagen.



Neue Güterabwägung? Bundesrätin Keller-Sutter.

Mit ihren Personalentscheiden als Bundesrätin hat sie aber fast schon demonstrativ Distanz zu ihrer Partei markiert. Zum engsten Kreis als persönliche Mitarbeiter gehören die frühere Chefin der NZZ-Bundeshausredaktion, Heidi Gmür, und der Westschweizer Radiojournalist Romain Clivaz. Beide sind nicht Mitglied der FDP. Mit Barbara Hübscher Schmuki machte Keller-Sutter die langjährige Mitarbeiterin von Doris Leuthard (CVP) zur Generalsekretärin. Demgegenüber hat Ignazio Cassis mit Markus Seiler als Generalsekretär und Charles Jean-Richard-dit-Bressel als dessen Stellvertreter zwei Parteikollegen an die Spitze seines Stabes gesetzt. Auch Keller-Sutters Vorgänger Johann Schneider-Ammann hat fast nur Angehörige des Parteiapparats in seinen Stab berufen.

FDP-Fraktionschef Beat Walti hat aber keine Mühe damit, wie Keller-Sutter ihr engstes Umfeld gestaltet. «Der Austausch mit ihr klappt gut», sagt er. «Es gibt auch keinen Anspruch der Parteien, bundesratsnahe Positionen mit Parteileuten zu besetzen.» Wichtig seien Leute, die auch die Parteigremien kennen. Es könne durchaus positiv sein, wenn sie Leute um sich habe, die gewisse Sachverhalte aus einer anderen Perspektive betrachten würden. FDP-Frauen-Präsidentin Doris Fiala ist vom Keller-Sutter-Team sogar hell begeistert: «Die Verpflichtung von NZZ-Redaktorin Heidi Gmür war ein wahnsinnstoller Schachzug», schwärmt die Zürcherin.

Dass Bundesrätin Keller-Sutter laut Walti eine selbständige Persönlichkeit ist und sich demzufolge als Bundesrätin nicht vor den Karren der Partei spannen lässt, liess sie schon bei der ersten Bundesratssitzung unmissverständ-

lich durchblicken. Aussenminister Cassis wollte seine Bundesratskollegen damals für den Rahmenvertrag gewinnen. Sie sollten, so der Cassis-Plan, alle Regierungsparteien gemeinsam vom Rahmenvertrag überzeugen. Aber er blitzte damit sogar bei Parteikollegin Keller-Sutter ab. Wie sie sich in dieser Sitzung einbrachte, hat einzelne Kollegen beeindruckt. Sie werde wohl schon sehr bald wie einst Doris Leuthard (CVP) eine einflussreiche Position im Bundesrat einnehmen, hiess es danach in Bern.

Neue Asylpolitik

Bei den Umfragen zur Popularität von Bundesräten hat sie nach bloss zwei Monaten Amtszeit schon fast mit der langjährigen Umfragekönigin Doris Leuthard gleichgezogen: Keller-Sutter wurde letzte Woche beim

Sie wurde hinter SP-Bundesrat Alain Berset zur zweitbeliebtesten Bundesrätin gekürt.

Wahlbarometer des Schweizer Fernsehens hinter SP-Bundesrat Alain Berset zur zweitbeliebtesten Bundesrätin gekürt. Das liegt wohl auch daran, dass sie furios ins Amt gestartet ist. Als neue Justizministerin hat sie sich in die Kampagne gegen das Referendum zur Revision des Waffenrechts gestürzt, als wäre es ihr Kampf und nicht eine Vorlage, die sie von ihrer Vorgängerin, SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, übernehmen musste.

Mutig gab sie vor einer Woche am Westschweizer Radio RTS ihre Meinung zu den IS-Kämpfern preis, die von den Kurden gefangen gehalten werden. Durch Rückführungen in die Schweiz könne die Sicherheit in der Schweiz durchaus leiden, fand Keller-Sutter. Lieber wäre es der Justizministerin, wenn die Prozesse gegen Schweizer Dschihadisten vor Ort durchgeführt würden. «Eine unmissverständliche und gute Aussage», findet der Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller. «Ich gehe davon aus, dass sie eine andere Asylpolitik machen wird als ihre Vorgängerin und die Probleme nicht beschönigt, sondern anpackt und umsetzt.» Die St. Galler Nationalrätin Barbara Keller-Inhelder (SVP) sagt: «Unter Sommaruga hat das Staatssekretariat für Migration sogenannten Gefährdern Asylrecht gewährt.» Sie ist überzeugt, dass Keller-Sutter eine neue Güterabwägung zugunsten der Sicherheit der eigenen Bevölkerung vornimmt und anders vorgeht als ihre Vorgängerin Simonetta Sommaruga.

Die Erwartungen an die neue FDP-Bundesrätin sind gross. Sie selber hat vor den FDP-Delegierten vor einigen Wochen verkündet, sie werde sich vom liberalen Kompass leiten lassen. Partei und Fraktion müssen sich aber wohl damit arrangieren, dass sich ihr neuer Star um einiges weniger als sein Vorgänger Johann Schneider-Ammann von der Partei leiten lässt.

Der Millionär, der Lumpen sammelt

Von Christoph Mörgeli — Martin Böschen verdient gutes Geld, indem er zusammen mit karitativen Organisationen gebrauchte Kleider verkauft. Wegen seines Lohns und eines Luxus-Baus ist er unter Beschuss geraten. Wer ist der Chef der Firma Texaid? Und warum versteckt er sich hinter Anwälten?

Die siebenseitige Titelgeschichte des letzten *Sonntagsblicks* war prickelnd: «Texaid-Chef baut sich Millionen-Villa». Und erst noch am «Reichenhügel» im Steuerparadies Baar. Dort hat er zwei grosse Häuser mit Umschwung gekauft, will sie abreißen und noch grösser und höher neu erbauen lassen. Locker zehn Millionen koste ihn diese Überbauung, behauptete der *Sonntagsblick*, gut munitioziert von unzufriedenen Nachbarn und deren Anwälten. Ein Unternehmensberater errechnete, dass sich der Bauherr von seiner Firma etwa 550 000 Franken Lohn auszahlen lasse. Von einem «waschechten Skandal» sprach Chefredaktor Gieri Cavelti und nannte den ungenannten Texaid-Geschäftsführer einen «kapitalistischen Wolf im karitativen Schafspelz».

Es handelt sich um Martin Böschen, erfolgreicher Geschäftsführer des landesweit grössten Textilverwerters Texaid AG, der jedes Jahr rund 40 000 Tonnen Altkleider in Containern und Strassensammlungen zusammenbringt und damit 60 Prozent des Schweizer Marktes beherrscht – angesichts der Schweizer, die als Recycling-Weltmeister gelten, ein lohnendes Geschäft. 2015 versicherte Göschen: «Wir möchten die Öffentlichkeit davon überzeugen, dass ihre ausgedienten Kleider bei uns in besten Händen sind und wir die bestmögliche Weiterverwendung garantieren.»

Entwicklungshelfer statt Textilverschleisser
Das 1978 in «Charity-Private-Partnership» gegründete Unternehmen Texaid beschäftigt international 1200 Mitarbeiter in sechs Ländern und setzt rund 100 Millionen Franken um. Zur Hälfte besitzt die Firma die Mutter des heutigen CEO, Elisabeth Böschen-Knecht in Darmstadt. In den Besitz der anderen Hälfte teilen sich die sechs Hilfswerke

Konkrete Zahlen will das Unternehmen partout nicht veröffentlichen.

Schweizerisches Rotes Kreuz, Winterhilfe, Arbeiterhilfswerk, Caritas, Kolping und Heks. 2017 wurden rund 7,8 Millionen Franken für karitative Zwecke verwendet, wobei die genannten NGOs nur 2,6 Millionen erhielten.

Über die Summe, die sich Elisabeth Böschen-Knecht auszahlt, herrscht ebenso Schweigen wie über die Vergütung von Verwaltungsrat

und Geschäftsleitung; Geschäftsführer Böschen – lässt die Firma ausrichten – werde «marktüblich» entschädigt; die Hilfswerke sind jedenfalls zufrieden mit seiner Arbeit und beurteilen den Lohn als gerechtfertigt. Noch im letzten Oktober rühmte sich Texaid seines erstmals erschienenen «Nachhaltigkeitsberichts». CEO Martin Böschen meinte stolz: «Mit unserem Nachhaltigkeitsbericht, der sich an den Leitlinien der Global Reporting Initiative (GRI) orientiert, geben wir transparent und umfassend Auskunft über unsere Arbeitsprozesse, Massnahmen sowie Fortschritte auf dem Weg zu einer ganzheitlich nachhaltigen Geschäftstätigkeit.» Einen profanen Geschäftsbericht oder eine Jahresrechnung mit

konkreten Zahlen will das Unternehmen aber partout nicht veröffentlichen.

Vermiest uns hier ein karitativer Abzocker das schöne Gefühl, unsere alten Kleider in weissen Texaid-Säcken loszuwerden und uns erst noch als gute Menschen zu fühlen? Sicher ist: Texaid arbeitet als privatwirtschaftliches Unternehmen, Martin Göschen als Geschäftsmann im freien Markt. Möglicherweise ist bei allen Beteiligten dieses Altkleiderkreislaufs das Motiv nicht ganz so uneigennützig, wie es scheinen mag.

Das beginnt bei uns Spendern selber: Wir wännen uns als edle Entwicklungshelfer statt als üble Textilverschleisser, sind aber vor allem froh, den alten Plunder gratis und franko



Geschäft ist Geschäft: Texaid-Chef Böschen.

aus dem Haus zu haben (um dann mit tadellosem Gewissen wieder neue Kleider zu shoppen). Die Firma Texaid, die das Einsammeln besorgt, trägt stolz das Label der sechs mitbesitzenden renommierten Schweizer Hilfswerke, veräussert die Textilien aber nach Art knallharter Kaufleute. Und die Verteiler von Textilien vor Ort bei den Bedürftigen greifen zweifellos auch in die Kasse und sorgen mit diesem Geschäftsmodell dafür, dass die Textilindustrie und das zugehörige Gewerbe in den Entwicklungsländern konkurriert, ja letztlich zerstört wird. Studien haben aufgezeigt, dass beispielsweise in Afrika wegen der Kleiderspenden Zehntausende von Arbeitsplätzen in der Textilbranche vernichtet worden sind.

Die Pressestelle von Texaid lässt momentan ausrichten: «Herr Götschen steht derzeit nicht für ein Interview zur Verfügung.» Noch im letzten Monat gab er sich in den Tamedia-Blättern weit gesprächiger. So erfuhren wir – wenig überraschend –, dass die Frauen in Westeuropa viel mehr Kleider kaufen als die Männer, weshalb rund 80 Prozent der alten



Textilien aus Frauenkleidern bestehen. Seit der Gründung von Texaid vor vierzig Jahren habe sich die Zahl der gesammelten Kleider mindestens verzehnfacht. Dies dürfte sich auch günstig auf das Portemonnaie der Familie Böschen ausgewirkt haben. Ehrlich berichtete der CEO die Mär von der Kleiderabgabe in Katastrophenfällen: «Heute kaufen die Organisationen der Soforthilfe die Hilfs-

Kleiderspenden lindern nicht die Not der Armen, sondern sind ein gnadenloses Geschäft.

güter vor Ort.» Dass Texaid mit dem Handel von Secondhand-Ware die Textilindustrie etwa in Afrika zerstört haben soll, dementierte Böschen, indem er «eine Vielzahl von Problemen» verantwortlich machte.

Letzten Dezember lieferte die Frauenzeitschrift *Annabelle* eine vierzehnteilige «lustvolle Antithese zu Fastfashion» mit einem weiblichen Model, das im Texaid-Sortierwerk im ernerischen Schattdorf posierte. Im zugehörigen Interview («Recycling ist nicht gratis») bedauerte Martin Böschen den Qualitätsverlust der Textilien. Auch sei die Menschheit noch weit davon entfernt, aus Altkleidern neue Kleider herstellen zu können.

Kritik ist nicht neu

Über Martin Böschen, CEO der Texaid AG mit Sitz an der Militärstrasse 1 in Schattdorf, ist wenig bekannt. Zweck seiner Firma ist gemäss Handelsregister die Sortierung und Verwertung von Textilien, insbesondere von karitativem Sammelgut; die Firma könne sich an anderen Unternehmen beteiligen sowie Grundstücke erwerben, veräussern und verwalten. Ein Lebenslauf ist trotz entsprechender Bitte an den Pressesprecher des Unternehmens nicht erhältlich. Wir wissen immerhin, dass Böschen die Texaid seit 2003 leitet und mit seiner Familie schon lange in der Schweiz wohnt. Er hat an der privaten EBS Universität für Wirtschaft und Recht einen MBA in Betriebswirtschaftslehre erworben. Dazu kam ein Bachelor of Science an der James Madison University in Virginia. Im Verwaltungsrat sitzt er mit seiner Mutter Elisabeth Böschen-Knecht. Die anderen beiden Verwaltungsräte stellen die Hilfswerke, Letztere mit Stichtenscheid des Präsidenten.

Ganz neu ist die Kritik an den karitativen Kleidersammlungen freilich nicht. Schon 2011 prangerte der «Kassensturz» des Schweizer Fernsehens an, dass die eingesammelten Altkleider keineswegs als Direkthilfe bei den Bedürftigen landen, sondern bei geschäftstüchtigen Händlern oder im Recycling. Fazit des «Kassensturzes»: Unsere Kleiderspenden lindern nicht die Not der Armen, sondern bilden Gegenstand eines lebhaften Geschäfts auf

dem Weltmarkt. Getragene Kleider aus der Schweiz sind wegen ihrer hohen Qualität besonders begehrt. Ansonsten ist die Selektion äusserst streng: Nur gut die Hälfte der gesammelten Textilien überlebt als Secondhandkleider; der Rest landet in der Industrie. «Selbstgestricktes gilt in den Abnehmerländern als Zeichen von Armut und ist dort nicht verkäuflich», erklärte Martin Böschen dem «Kassensturz».

Der CEO von Texaid, der vor seinem jetzt medial skandalisierten Bauprojekt noch bereitwillig Auskunft gab, erklärte, dass das Angebot an alten Textilien wesentlich grösser sei als die Nachfrage in der Dritten Welt. Ohnehin sei es unmöglich, die Ware gratis abzugeben, weil die Sortierung und der Transport zu viel kosteten. Was Böschen verschwiegen, waren die respektablem Abgeltungen für seine Managementleistung. Vielmehr pries er den teilweisen Rückfluss der Gelder an die Hilfswerke. Deren Marge am Umsatz ist allerdings erstaunlich gering.

Mit der Firma Tell-Tex GmbH hat Böschens Texaid seit einiger Zeit einen Konkurrenten im hartumkämpften Schweizer Textilverwertungsmarkt erhalten. Tell-Tex rühmte sich 2013, einen um 50 Prozent höheren Anteil an gemeinnützige Zwecke abzuführen als Texaid. Der *Beobachter* zitierte Insider, laut denen Texaid der Konkurrentin zwecks Übernahme eine «sehr hohe Summe» angeboten habe. Davon wollte Geschäftsführer Martin Böschen allerdings nichts wissen.

Miese Löhne

Wesentlich schärfer ins Gericht ging der *Beobachter* mit Texaid wegen der mageren Löhne. Das angeblich so soziale Unternehmen bezahle einer Ausländerin nach fünfjähriger Tätigkeit für den Vollzeitknochenjob in einem Sortierwerk nur gerade 3300 Franken im Monat (plus Dreizehnten). Bei der Konkurrentin Tell-Tex seien es 700 Franken mehr, das hauseigene Sortierwerk der Caritas liege gar 1000 Franken darüber. Der *Beobachter* kommentierte: «Profiteure der mageren Entlohnung sind neben der Familie Böschen, der die Hälfte von Texaid gehört, sechs Hilfswerke.» Geschäftsführer Böschen behauptete dennoch: «Der Lohn für ungelernete Kräfte liegt in der gleichen Grössenordnung wie etwa der von Caritas.»

Martin Böschens doppeltes Bauprojekt in Baar und die entsprechende Berichterstattung vom Wochenende führte dem Vernehmen nach zu einigen erregten Telefongesprächen. Vor allem für die sechs mitbesitzenden Hilfswerke ist der Imageschaden aus Gutmenschenicht beträchtlich. Wer sich aber in der Lebenswirklichkeit auskennt, dürfte es eher mit Mutter und Sohn Böschen halten: Geschäft ist Geschäft. Auch beim Lumpensammeln.

Personenkontrolle

Amherd, Nicollier, Caroni, Brunner, Parmelin, Berset, Fluri, Nussbaumer, Müller, Noser, Schawinski, Rickli, Fehr, Schmid, Netanjahu

Viola Amherd, Unsicherheitsministerin, gibt Rätsel auf. Letzte Woche gab die Chefin des Verteidigungsdepartements (VBS) bekannt, dass sie den Schweizer Astronauten **Claude Nicollier** beauftragt habe, eine Zweitmeinung zum Expertenbericht «Luftverteidigung der Zukunft» abzugeben. Was die Frage aufwirft: Will die in Sicherheitsfragen unerfahrene Amherd zur Verteidigung der Lufthoheit einen Raumgleiter kaufen? – Nicollier befasste sich beruflich fast nur mit Raumfahrt und Welt- raumtechnik. Der heute 74-jährige Astrophysiker flog viermal mit einer Raumfähre ins All. Natürlich war er vor knapp fünfzig Jahren auch einmal Militärpilot und flog unter anderem die Venom. Dabei handelte es sich um ein Jagdflugzeug, welches unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt wurde. Die Luftverteidigung hat sich seither ein bisschen verändert, und Nicollier kontrolliert inzwischen als Stargast vor allem den Luftraum über dem Ehrentisch von Rotarier-Clubs wie letzte Woche in Aarau. Aber mehr als die neue Verteidigungsministerin weiss er allemal. (hmo)

Andrea Caroni, durchsetzungsfähiger Ständerat, hat seinen freisinnigen Parteikollegen **Hansjörg Brunner** rechts überholt. In der letzten *Weltwoche*-Ausgabe berichteten wir über den kläglichen Versuch von Nationalrat Brunner, den Bundesrat mit einer Durchsetzungsmotion zur Schaffung einer Regierungskostenstelle zu verpflichten, welche die überbordende Bürokratie bekämpfen soll. Die Landesregierung, genauer Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** (SVP), will eine solche vom Parlament wiederholt geforderte Stelle aber partout nicht und lässt sich auch von Brunners Durchsetzungsmotion nicht beeindrucken. Nun zeigt Caroni, wie man in solchen Fällen bundesrätlichen Widerstands vorgeht: Er hat in der Wirtschaftskommission eine Kommissionsinitiative durchgebracht, nach der das Parlament die Regierungskostenstelle gleich selber einführen und ins Gesetz schreiben wird. So macht man das als gewiefter Parlamentarier. (fon)

Alain Berset, Frauenverstehender, zieht es nach New York. Am 11. März nimmt der Vorsteher des Departements des Innern (EDI) mit einer Delegation an der Uno-Konferenz der Commission on the Status of Women (CSW, Kom-



Herz für Frauen: SP-Bundesrat Berset.



Rechtsvortritt: FDP-Ständerat Caroni.

mission zur Rechtsstellung der Frau) teil. Dass sich Berset dermassen für Gender-Fragen interessiert, wusste man noch nicht. Normalerweise nehmen an dieser Konferenz der Generalsekretär des Departements für auswärtige Angelegenheit (EDA) und die Vertreterin des Gleichstellungsbüros des EDI teil. Diesmal wollte Berset unbedingt selber dabei sein. Er reist fast mit dem gesamten Hofstaat nach New York. Insgesamt, inklusive EDA-Vertreter, sollen zwischen 25 und 30 Personen der Delegation angehören. Ob das nicht für eine Sitzung der CSW etwas übertrieben ist? Wenn es um Frauen geht, scheut Berset offenbar keine Kosten. (hmo)

Kurt Fluri, Geschichtenerzähler, pflegt eine besonders eigenwillige Interpretation des Rahmenvertrags mit der EU. Auf Twitter schrieb der FDP-Nationalrat, das Abkommen «regelt die Streitbewältigung und verhindert willkürliche Massnahmen». So hätte gemäss Fluri «die Kündigung eines bilateralen Vertrags» nicht mehr «gleichzeitig auch den Wegfall der übrigen Verträge zur Folge». Hat etwa die ganze Schweiz bislang übersehen, dass das Rahmenabkommen die ungeliebte Guillotineklauseleinen Kopf kürzer machen würde? Ein Blick in den Vertragstext zeigt: Fluris Behauptung ist frei erfunden. Trotzdem sammelte Fluri damit auf Twitter «Gefällt mir»-Klicks der Ratskollegen **Eric Nussbaumer** (SP), **Damian Müller** (FDP) und **Ruedi Noser** (FDP). (fsc)

Roger Schawinski, Talkmaster, gab sich bei der Befragung von SVP-Regierungratskandidatin **Natalie Rickli** in der Sendung «Doppel-



Wahlgeheimnis: Journalist Schawinski.



Eigene Wahrheit: FDP-Nationalrat Fluri.

punkt» seines Radios 1 für einmal ungewohnt zahm. Als er ihr gratulierte, sie gebe sich neuerdings wie eine «staatstragende Politikerin», fragte ihn Rickli keck: «Habe ich jetzt deine Stimme?» Der etwas überrumpelte Schawinski verwies auf das Wahlgeheimnis, um gleich danach loszudonnern: Aber er wisse genau, wen er ganz sicher nicht wähle, nämlich die SP-Frau **Jacqueline Fehr**, die vor vier Jahren – als sie noch Stimmen benötigte – zu ihm in die Sendung gekommen sei, diesmal aber abgesagt habe, was er «schnöde» und «daneben» finde. Merke: Nur weil Natalie Rickli Staatsfrau geworden ist, muss Roger Schawinski noch lange kein Staatsmann sein. (möö)

Ulrich Schmid, Israelkenner, schrieb für die Samstagsausgabe der NZZ aus Jerusalem einen Artikel über die bevorstehenden Parlamentswahlen. Den amtierenden Ministerpräsidenten **Benjamin Netanjahu** – so war da zu lesen – treibe es «den Extremen entgegen». Eben habe er einen Koalitionspartner dazu gebracht, sich für die Wahl «mit der rechtsextremen Partei Otzma Yehudit (Jüdische Kraft) zu verbinden». Bei all der Empörung gegen die «Rechtsextremen» in Israel unterlief Schmid ein furchtbarer Fauxpas: Er setzte im Artikel in Fettschrift den Untertitel «Jedem das Seine». Wie allgemein bekannt, handelt es sich dabei um den zynischen Spruch am Haupttor des Konzentrationslagers Buchenwald. Er richtete sich direkt an die Häftlinge und sollte vermitteln, dass jeder von ihnen lediglich das bekomme, was er verdiene. Dass die NZZ zu solchen Phrasen greift, um einen demokratisch gewählten Ministerpräsidenten zu desavouieren, ist und bleibt unentschuldigbar. (möö)

Nachruf

Erika Hedwig Bertschinger-Eicke, genannt Uriella (1929–2019) — Sie war bereits eine auffallende Figur, bevor sie kopfveran vom Pferd stürzte und fortan Botschaften von Jesus Christus empfing.

Erika Hedwig Gessler wächst in einfachen Verhältnissen in einem streng katholischen Haushalt als Tochter eines Gärtners in Zürich-Seebach auf. Sie ist ein kluges und beliebtes Mädchen, das es früh in die weite Welt zieht. Nach Abschluss der Handelsschule erwirbt sie in London das Sprachlehrerdiplom und arbeitet fünf Jahre auf der Insel als Englischlehrerin. Danach lässt sie sich in Paris zur Französischlehrerin ausbilden.

In den 1950er Jahren kehrt sie zurück nach Zürich. Mit der Eleganz einer Grossstädterin, einem für damalige Verhältnisse provokanten Stil, zum Teil Netzstrümpfe tragend, zieht die bildhübsche Frau die Aufmerksamkeit auf sich. Dass sie schliesslich in der Unterhaltungsbranche landet, ist kein Zufall. Erst arbeitet sie als Direktionsassistentin und Übersetzerin bei Monopol Films AG in Zürich, dann in New York bei Republic Pictures Corp., jenem Studio, das die berühmten John-Wayne-Western produzierte. Später heuert sie bei der Uno in Genf als Dolmetscherin an und verbringt einige Monate in Japan.

In jener Zeit, wohl Ende der 1950er Jahre, heiratet die junge Frau ein erstes Mal, einen Herrn Tellkamp aus Düsseldorf. Es ist die erste von vier Ehen, wobei drei ihrer Männer frühzeitig aus dem Leben scheiden werden, zum Teil unter mysteriösen Umständen. Auch der Mann aus Düsseldorf stirbt eines «unnatürlichen Todes», mehr ist über ihn nicht zu erfahren. Jedenfalls ist es die einzige Ehe, in der die spätere Sektenführerin Geschlechtsverkehr hat – in ihrem Orden werden alle fleischlichen Vergnügungen strengstens untersagt sein, egal ob auf dem Teller oder im Ehebett.

Auch wenn ihr die Männer wegsterben, so sind sie doch zentral auf ihrem Weg zum Sprachrohr Gottes und zur Führerin von über tausend weiss gekleideten Gläubigen.

Als Ehemann Nummer zwei folgt der Industrielle Max Bertschinger, der 1952 seine Textilfirma in Wallisellen an den Rieter-Konzern verkauft hat und entsprechend vermögend ist. Die beiden lernen sich 1970 in einer spirituellen Vereinigung kennen. Zwei Jahre später erleidet Erika den Reitunfall mit schwerer Hirnverlet-



Uriella mit 11 Jahren.



Mischung aus Ufologie, Weltuntergangsromantik und Esoterik: Uriella, Gatte Icordo.

zung, bei dem sie eine Eingebung von Jesus Christus erlebt. 1975 folgt die erste Offenbarung in Volltrance. Kurz darauf heiratet das Paar. Wobei sich die Bertschingers nicht als Eheleute sehen, sondern als «Duale», schliesslich ist die Verbindung rein spirituell. Max Bertschinger, so heisst es, ist seinem 27 Jahre jüngeren Dual hörig.

1980 gründet das Paar in einer Villa in Egg bei Zürich den Orden Fiat Lux. Den Auftrag dazu hat sie, wie sie sagt, direkt von Jesus Christus erhalten. 1982 stirbt Max Bertschinger. In der Todesanzeige steht: «Sein mit Dornen übersätes Leben war erfüllt mit Fleiss, Tatendrang und Pflichtbewusstsein.»

Bereits ein Jahr später heiratet Erika Bertschinger erneut, ihr nächstes Dual ist Kurt Warter, genannt Uriello, ein ehemaliger katholischer Pfarrer. Mit ihm wächst der Orden rasch an. Das theologische Konstrukt, eine Mischung aus Ufologie, Weltuntergangsromantik und Esoterik, verpackt in eine kitschige Prinzessinenwelt, übt eine magische Anziehungskraft aus, auch auf Nichtgläubige. Unvergessen sind die Bilder, wie Uriella vor der Badewanne kniet und mit einem Silberlöffel 21 Minuten lang das Badewasser mit Linksdrall «quirlt», das heisst mit göttlichen Strahlen auflädt. Das Wasser heile sämtliche Beschwerden, von Fusspilz über Herzbeschwerden bis Gasvergiftungen, behauptet sie.

Mit dem Geld Bertschingers erwirbt Fiat Lux in Kärnten und Süddeutschland Grundstücke, wo die Anhänger in klosterähnlichen Gemeinschaften leben. Mehrmals sagt Uriella

den Weltuntergang voraus, sei es in Form eines Dritten Weltkriegs oder eines Meteoriteneinschlags – für die Sekte eine lukrative Angelegenheit: Zahlreiche Gläubige verkaufen angesichts des bevorstehenden Endes ihre Häuser und übergeben das Geld dem Orden. Jesus persönlich teilt ihr auch mit, Nein zum Beitritt der Schweiz zum EWR zu stimmen.

Rekordquoten im Fernsehen

Am Ostermontag 1988 stirbt Kurt Warter alias Uriello bei einem Autounfall, mit ihm drei weibliche Ordensmitglieder. Als Nachfolger steht Eberhard Eicke bereit, genannt Icordo, ein blondgelockter Schönling vom Stil eines Thomas Gottschalk. Er ist ein Showman, der bei Viktor Giacobbo als Tomate verkleidet auftritt und Uriella in jede mögliche Fernsehsendung schickt. Die TV-Leute reissen sich um sie, allen voran Roger Schawinski, der durch sie Rekordquoten erreicht. Böse Zungen sagen, Uriella allein habe Schawinskis serbelnden Sender Tele 24 zuletzt am Leben erhalten.

Icordo ist äusserst geschäftstüchtig, führt den Orden mit starker Hand. Aussteiger berichten, dass er den Anhängern oft drohe, während Uriella immer fürsorglich und zuvorkommend sei.

In den letzten Jahren bleibt Uriella von der Bildfläche verschwunden, was zum Gerücht führt, sie sei bereits tot, Icordo verschweige dies aber, um die Gläubigen bei der Stange zu halten. Offiziell ist sie letzten Sonntag, wenige Tage nach ihrem 90. Geburtstag, gestorben. *Rico Bandle*

Angriff auf die Schweiz

Von Beat Gygi und Florian Schwab — Die französische Justiz hat mit der riesigen Busse zum grossen Schlag gegen die UBS ausgeholt. Die Beweislage ist allerdings sehr schwach. Warum der Fall uns trotzdem beunruhigen muss.



Schwieriger Ausbau des Frankreich-Geschäfts.

Vor einer Woche hat Frankreich die Schweizer Grossbank UBS zu einer rekordhohen Busse von 3,7 Milliarden Euro und 800 Millionen Euro Schadenersatz mit dem Vorwurf der unerlaubten Kundenanwerbung und der Geldwäscherei verurteilt. Das Frappierende an der Riesenbusse war vor allem, wie ruhig es auf diesen Schlag hin in der hiesigen Öffentlichkeit blieb. Viele waren zwar der Ansicht, das französische Gericht habe politisch entschieden, aber die Kritik, dass die UBS-Führung nicht einen Vergleich gesucht habe, war fast lauter als die Aufregung über Frankreichs Vorgehen. «Hoch gepokert und verloren», lautete eine Schlagzeile, andere schrieben von einer Fehleinschätzung der Lage durch die Konzernspitze, weitere ärgerten sich darüber, dass die UBS mit juristischen Kämpfen gegen

das Ausland der Schweiz schon wieder Probleme bereite.

Eine Art Saugrohr

Wie kam es zu diesem massiven Angriff des französischen Staates? Im Jahr 2001 hat die UBS begonnen, die Vermögensverwaltung in Europa vermehrt über lokale Niederlassungen in den jeweiligen Ländern zu führen. Die Konzernspitze wollte das schwierig gewordene grenzüberschreitende Geschäft vom Heimstandort aus, also die Betreuung ausländischer Kunden von der Schweiz aus, ablösen durch sogenannte Onshore-Modelle, also Geschäfte mit lokaler Präsenz. Die UBS erwarb in Frankreich eine Banklizenz und begann mit dem Aufbau eines Private Banking. Ziel war es, korrekt versteuertes Geld in Frankreich zu akqui-

rieren und zu verwalten. Das hiess auch: Kunden suchen, um die Marke UBS in Frankreich bekannt zu machen, unter anderem mit Einladungen zu Konzerten, Sportanlässen oder anderen Events, branchenüblich.

Wenn Mitarbeiter der UBS Frankreich diese betreuten, war dies gesetzeskonform. Illegal wäre es gewesen, wenn Angehörige der UBS Schweiz in Frankreich versucht hätten, neue Kunden anzuwerben. Genau an dieser Stelle beginnt der Konflikt Frankreich-UBS. Die französische Staatsanwaltschaft wirft der Bank vor, sie habe Mitarbeiter aus der Schweiz in Frankreich Neukunden akquirieren lassen, etwa an Sportanlässen. Die französische Behörde stützt sich auf Angaben von Personen, die sich als Informanten oder sogenannte Whistleblower betätigten. Der Vorwurf der

Staatsanwaltschaft lautet im Prinzip, der UBS-Konzern habe die französische Niederlassung als eine Art Saugrohr installiert, um da unbesteuerter Kundengelder anzuziehen und am französischen Fiskus vorbei in die Schweiz zu leiten. Der zwischenstaatliche Vertrag über die Abgeltungssteuer wurde sogar als Indiz für eine Schwarzgeldstrategie uminterpretiert. Gegen diesen Vorwurf setzt sich die UBS-Spitze mit CEO Sergio Ermotti und Chefjurist Markus Diethelm energisch zur Wehr.

Die französische Staatsanwaltschaft begann 2011 Material und Hypothesen für eine entsprechende Anklage zusammenzustellen. Um welche Vergehen, wie viele Fälle, wie viel Geld ging es? Die Behörde ging grob gesagt nach folgendem Ansatz vor: Sie analysierte die Meldungen von Regularisierungen von Vermögen französischer Bürger im Zeitraum 2004 bis 2012, also Offenlegungen von Vermögen, die vorher nicht versteuert worden waren. Diese Summe belief sich insgesamt auf 3,7 Milliarden Euro und war zu einem guten Teil bei der UBS in der Schweiz lokalisiert. Die französische Staatsanwaltschaft konstruierte dann folgende Verknüpfung: Die offengelegten Bestände entsprächen gerade den Geldern, die durch UBS Frankreich akquiriert und anschliessend in die Schweiz geleitet worden seien. Die kühne Behauptung lautete also: Was bei der UBS zwischen 2004 und 2012 aus den Beständen steuerlich reguliert wurde, muss aus der Absauganlage UBS Frankreich stammen.

Vorwurf der Geldwäscherei

Bei den möglichen Vergehen beschränkte sich die Staatsanwaltschaft auf Einkommens-, Vermögens- und Firmensteuern, ausgeblendet wurden Erbschaftssteuern. Die Ermittler standen dann aber vor der Tatsache, dass bei den Regularisierungen kein einziger Kunde gefunden wurde, der bestätigen konnte, er sei in Frankreich von einem Schweizer Kundenberater angesprochen worden oder dass ein Treffen stattgefunden habe. Beihilfe zur Steuerhinterziehung konnte also nicht nachgewiesen werden, weshalb die Staatsanwaltschaft dann zum Vorwurf der Geldwäscherei griff.

In einer ersten Phase der Untersuchungen wurde die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen UBS und Staat mit einem Betrag von unter hundert Millionen Euro ins Auge gefasst. Als dann aber 2014 die französische Grossbank BNP Paribas von den USA mit neun Milliarden Dollar gebüsst wurde, gab es einen Klimasturz. Der französische Staat wurde begehrt und die UBS-Führung beschloss, die Auseinandersetzung vor Gericht durchzuführen.

Nach den gut sechswöchigen Verhandlungen und der Veröffentlichung des Bussen-Urteils des französischen Erstinstanzgerichts in Paris zeigt sich die UBS-Führung nun kämpfe-

risch und sieht sich rechtlich in einer starken Position. Das Urteil sei «extrem oberflächlich, inkonsistent und widersprüchlich», sagt die Bankführung. Es enthalte juristische Fehler, die Berechnung der Busse sei widersprüchlich und die Berechnung der Schadenersatzforderung völlig unbegründet. Tatsächlich wird die Busse einfach auf der Höhe der regulierten



Energische Gegenwehr: UBS-Chef Ermotti.



Beweise fehlen: UBS-Jurist Diethelm.

Vermögen angesetzt. Korrekt wäre die Bemessung an einer geschuldeten Steuer, die nicht bezahlt wurde – und dies müsste vorher erst noch bewiesen werden.

Aber mit dem Beweisen scheiterten Staatsanwaltschaft und Richterin. Sie brachten im Prozess keinen Zeugen oder konkreten Fall vor, der zum Beweis der Anklage dienen könnte. Unter den fünf Zeugen, die der Staatsanwaltschaft zur Verfügung standen, ist eine Event-Beauftragte, die laut UBS keinen Zugang zu Kundendaten hatte, ein Controller sowie ein weiterer Zeuge mit krimineller Vergangenheit im Umgang mit Kundengeldern. Die Anklage blendete die bei der Regularisierung der Vermögen befragten Kunden aus. Die UBS kritisiert zudem, das Urteil sei offensichtlich über weite Strecken einfach aus der An-

klageschrift kopiert worden – inklusive Rechtschreibfehlern.

Nach der Einschätzung von Peter Nobel, Anwalt und Professor für Wirtschaftsrecht, ist das Urteil unlogisch formuliert, klare Beweise fehlten. Urteil und Busse würde einer «freien Beweiswürdigung» nach Schweizer Standard nicht gerecht.

Beobachter weisen auch darauf hin, dass dieser Prozess für die von Marseille gekommene Richterin Christine Mée das Debüt in Paris gewesen sei und dass diese nach sehr kurzer Vorbereitungszeit habe entscheiden müssen, ob sie der Staatskasse die von der Anklage geforderte Riesenbusse zusprechen wolle oder nicht. Der französische Staat hat zurzeit 2,3 Billionen Euro Schulden, die Verschuldung beträgt rund 98 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, und wie hungrig der Fiskus ist, zeigt sich auch an der geringen finanziellen Privatsphäre, der schlechten Steuermoral der Bürger oder dem Gelbwesten-Protest gegen Macrons

Die französische Behörde stützt sich auf Angaben von sogenannten Whistleblowern.

Regime. Der Kampf des Hochsteuerlandes Frankreich gegen Standorte mit günstigeren Steuerbedingungen prägt nicht nur den Finanzsektor. Die in Paris ansässige OECD ist seit Jahren daran, den internationalen Wettbewerb bei der Firmenbesteuerung einzuschränken und den Kampf gegen Standorte wie die Schweiz zu organisieren.

Klamme Staatsfinanzen

Wie geht es weiter? Die UBS zieht den Fall auf die nächste Stufe weiter, und damit kommt die Frage auf, ob die französische Justiz auf höherer Ebene weniger politisch beeinflusst ist. Nach der Ansicht des Berner Wirtschaftsrechtsprofessors Peter V. Kunz hat Frankreich zwar eine relativ staatsgläubige Justiz, aber er vertraue auf den Rechtsstaat vor allem auf den nächsten Stufen. Im Fall UBS habe er bisher keinen Beweis gesehen, dass die Bank französisches Recht gebrochen habe, und er begrüsse es, dass sie nicht den Weg des raschen Vergleichs gewählt habe. Er hält es allerdings für sehr wahrscheinlich, dass die beiden Seiten auf mittlere Frist doch einen Vergleich suchen werden.

Die klammen Staatsfinanzen sind nicht der einzige Hinweis darauf, dass ein politisches Urteil gefällt wurde. Mit dem UBS-Fall betritt die französische Justiz teilweise juristisches Neuland. Der in Genf und Paris praktizierende französische Steueranwalt Patrice Lefèvre-Péaron – er ist nicht mit dem Fall betraut – gab sich nach Veröffentlichung der Anklageschrift im letzten Herbst alarmiert. In einem Gastbeitrag für *Le Temps* schrieb er,

Amerikanische Strafrechtskultur

Die hohe Strafe gegen die UBS steht für einen allgemeinen Trend im französischen Wirtschaftsstrafrecht. Das sagt ein in Genf praktizierender französischer Wirtschaftsanwalt.

Die Höhe der von Frankreich verhängten Busse hat viele überrascht. Gibt es andere Fälle, in denen eine derart hohe Strafzahlung resultierte?

Traditionell waren die französischen Richter eher zurückhaltend bei der Bemessung von Schadenersatz und Bussen. Im Vergleich zum Streitwert waren die Zahlen immer sehr moderat. Im Fall Total, «Pétrole contre nourriture» resultierte kürzlich nach vielen Prozessjahren eine Zahl, die angesichts des Streitwerts

fast lächerlich tief war – ein paar hunderttausend Euro. Neuerdings gibt es aber eine Entwicklung in der Rechtspraxis: Französische Gerichte haben jetzt weniger Angst, bedeutsame Sanktionen auszusprechen, sei es beim Schadenersatz oder bei den Bussen. Der frühere Bankmitarbeiter Jérôme Kerviel wurde in den ersten beiden Instanzen



Anwalt Tattevin.

zur Zahlung von 4 Milliarden Euro Schadenersatz an die Société Générale verurteilt. Das hat das Kassationsgericht allerdings später annulliert.

Geht diese Entwicklung eher von den Richtern oder vom Gesetzgeber aus?

Von beiden. Es gab bedeutsame Gesetzesänderungen, insbesondere was die Bemessung des Schadenersatzes betrifft. Aber auch das Denken der französischen Richter hat sich geändert, es ist in dieser Hinsicht amerikanischer geworden.

Hat die Entwicklung mit der 2017 geschaffenen Möglichkeit des aussergerichtlichen Vergleichs, der «Convention judiciaire d'intérêt public», zu tun?

Ja. Im Fall der britischen Bank HSBC hat man – bei einem viel tieferen Betrag, ich denke, es waren 300 Millionen Euro – gesehen, dass es funktioniert. Schon hier ist man von der Zahl her in einer Sphäre, die weit über dem liegt, was die französischen Richter traditionell verhängt haben. Da sieht man schon den amerikanischen Einfluss: Die Richter haben – auch aufgrund der Erfahrungen französischer Firmen im Ausland – gemerkt, dass sie mit ihren Sanktionen weit unter dem

operierten, was auf internationaler Ebene üblich ist.

Gibt es eine Tendenz in der nächsten Instanz, dem Appellationsgericht, diese Zahlen nach unten zu korrigieren?

Das sind dieselben Richter, einfach etwas weiter fortgeschritten in ihrer Karriere. Zwischen den Richtern am Tribunal de grande instance de Paris, die jetzt das Urteil gefällt haben, und jenen am Cour d'appel de Paris sehe ich keine grundlegenden Unterschiede.

Wie sieht es in letzter Instanz, vor dem Kassationsgericht, aus?

Es gibt noch wenig Erfahrungswerte bei Strafen dieser Grössenordnung. Im Fall Kerviel hat das Kassationsgericht die Schadenersatzzahlung drastisch nach unten korrigiert. Das waren aber besondere Umstände.

Was halten Sie von der Art und Weise, wie das Gericht

die UBS-Strafe festgesetzt hat?

Die Strafe ist in der Tat sehr hoch. Da scheint es mir etwas fragwürdig, dies nur in fünf knappen Absätzen herzuleiten. Die französischen Gerichte haben allgemein eine Tendenz dazu, die Höhe der Strafzahlungen unzureichend zu begründen. Zudem haben die Richter auf Antrag der Staatsanwaltschaft zwei Artikel aus dem Strafgesetzbuch miteinander kombiniert, die meines Wissens noch nie zusammen verwendet wurden, was im Ergebnis die Verfünfachung der normalerweise zu erwartenden Busse zur Folge hat.

In der Schweizer Öffentlichkeit ist der Eindruck eines politischen Prozesses entstanden. Ist der falsch?

Ich teile diesen Eindruck nicht. Mir scheint eher, dass die UBS ein Opfer der Umstände ist: Sie zahlt für ein System der Vergangenheit.

Der französische Wirtschaftsanwalt Guillaume Tattevin praktiziert in Paris und in Genf. Er ist Partner bei der Genfer Kanzlei Archipel.

Die Fragen stellte Florian Schwab.

traditionell seien die Bussen im französischen Unternehmensstrafrecht relativ moderat. Genau das versuche die französische Staatsanwaltschaft für Finanzen (PNF) mit dem Prozess zu ändern, indem sie dem Gericht eine völlig unproportionale Rekordbusse von 3,7 Milliarden Euro beantrage. Dieser Wert beruhe nicht etwa auf nachweislicher Steuerhinterziehung, sondern auf einer «willkürlich ausgewählten statistischen Stichprobe» von Bürgern, die von den Steuerbehörden als UBS-Kunden bezeichnet werden. Den Beweis, dass es sich tatsächlich um Klienten der Bank handle, sei die Anklage aber schuldig geblieben. Die Höhe der Busse werde nicht aus «Fakten und Zusammenhängen» hergeleitet, insbesondere einer allfälligen Aufforderung zur Steuerhinterziehung seitens der Bank, sondern aus einem Ländervergleich der «von Banken auf der ganzen Welt bezahlten Geldbussen».

Gefährlicher Präzedenzfall

Eine solche Begründung könne «in einem Rechtsstaat nicht akzeptiert werden», so der Steueranwalt weiter. Es bestehe die Gefahr, dass die Strafjustiz gegen Firmen in Zukunft zur «öffentlichen Anprangerung» missbraucht werden soll. In seinem Meinungsbeitrag, der im vergangenen November erschienen ist, gab er seiner Hoffnung Ausdruck, «dass der Strafgerichtshof nicht die Schwäche haben wird», unter dem Druck der Medien ein «steuerpolizeiliches Urteil» zu fällen. Bekanntlich kam es jetzt anders.

Warum will der französische Staat mit allen Mitteln eine hohe Busse durchsetzen? Laut Kennern der Materie dürfte dies auch mit der Einführung der sogenannten «Convention judiciaire d'intérêt public» (CJIP) im Jahr 2017 zu tun haben. Damit schuf die französische Regierung ein Instrument, das dem amerikanischen *deferred prosecution agreement* ähnelt: Unternehmen können eine Anklageerhebung durch die Zahlung einer umfangreichen Busse abwenden, ohne ein Schulterbekenntnis abzulegen. Da die UBS sich nicht auf ein französisches Vergleichsangebot einliess – es wird kolportiert, dass ein Wert von 2 Milliarden Euro angeboten wurde –, geht es der Staatsanwaltschaft jetzt darum, die CJIP als staatliche Einnahmequelle zu etablieren. Wenn die französischen Behörden im Präzedenzfall UBS auf die Nase fallen, verliert das Instrument viel von seiner Wirkung. Der seitens der französischen Politik erträumte Geldsegen aus Strafprozessen gegen Firmen bliebe aus. Nach dem Urteil warnte das *Wall Street Journal*, Frankreich schicke sich an, «einen neuen Massstab zu setzen für höhere Geldstrafen». Eine solche Entwicklung sollte «alle Bankinvestoren auf der Welt beunruhigen».

Sollte sich der französische Staatsanwalt auch in den nächsten Instanzen durchsetzen, dann befürchtet der Bankier und SVP-Natio-

nalrat Thomas Matter eine «Kettenreaktion». Auch andere Banken kämen unweigerlich ins Visier. Das einmal erprobte Mittel liesse sich dann auch gegen Unternehmen aus anderen Branchen anwenden: «Man stelle sich vor, Roche oder Novartis liessen sich in Frankreich nur das Geringste zuschulden kommen!»

Gegenmassnahmen

Wie soll die Schweizer Politik darauf reagieren, wenn an einer Schweizer Bank rechtsstaatlich fragwürdige Exempel statuiert werden? Matter mahnt zur Bedachtsamkeit. «Bevor ein rechtskräftiges Urteil vorliegt, sollte sich die Politik ruhig verhalten.» Sofern sich im weiteren Verlauf des Prozesses allerdings zeigen sollte, dass Frankreich «in Steuersachen kein Rechtsstaat» mehr sei, dann «wird die SVP mit Sicherheit einen Vorstoss zur Unterbrechung des automatischen Informationsaustauschs (AIA) mit Frankreich lancieren». Über weitere Vergeltungsmassnahmen, etwa den Ausschluss des französischen Rafale aus dem Bieterwettbewerb bei der Kampfjet-Beschaffung, will Matter noch nicht spekulieren. «Im Allgemeinen bin ich der Meinung, dass allfällige Gegenmassnahmen sich auf das Feld des Steuerrechts beschränken sollten.» Allerdings würde es ihn «erstaunen», wenn die Schweiz – sollte die Lage weiter eskalieren – sich ausgerechnet bei

Frankreich mit Rüstungsmaterial eindecken würde.

Während sich die Politik bereits überlegt, wie man der UBS Flankenschutz gegen die Begehrlichkeiten des französischen Steuerstaates bieten könnte, passiert im Finanzdepartement von Finanzminister Ueli Maurer (SVP) genau das Gegenteil. Die Eidgenössische Steuerverwaltung will Frankreich ausgerechnet Kundendaten der

«Man stelle sich vor, Roche oder Novartis liessen sich nur das Geringste zuschulden kommen!»

UBS aus der Zeit vor dem automatischen Informationsaustausch liefern. Diese könnten allenfalls beim Pariser Prozess in weiteren Instanzen den Franzosen Munition liefern. Im vergangenen Sommer untersagte das Bundesverwaltungsgericht die Lieferung. Das zum fraglichen Zeitpunkt gültige Doppelbesteuerungsabkommen verlange eindeutig die Angabe von Namen und Adresse der betroffenen Personen, was in der französischen Anfrage nicht gegeben sei. Das Amtshilfeersuchen habe daher den Charakter eines ungesetzlichen «Fischzugs».

Gegen das klare Urteil ging der Chef der Eidgenössischen Steuerverwaltung, Adrian Hug, in Berufung. Ein renommierter Schweizer Wirtschaftsanwalt sagt hinter vorgehaltener

Hand: «Es ist unglaublich, dass unsere Steuerverwaltung das Geschäft der französischen Behörden betreibt!» Und SVP-Mann Matter empört sich: «Unsere Steuerbehörden haben den Franzosen sogar beim Ausfüllen des Amtshilfesuchs geholfen!»

Ein Kenner der Verhältnisse sieht das Problem in erster Linie beim Chef der Eidgenössischen Steuerverwaltung ESTV. Hug, der bis 2012 das Zürcher Steueramt leitete, bevor er unter der damaligen Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) an den Kopf der Steuerverwaltung berufen wurde, sei ein «Etatist, wie er im Buche steht», politisch dem linken CVP-Flügel zuzuordnen. Seine Geisteshaltung lasse sich am besten mit dem Spruch «in dubio pro fisco» (im Zweifel für den Fiskus) umschreiben. Rechtsstaatliche Bedenken plagten ihn beim Eintreiben der Steuern eher selten. Hug wird eine grosse Nähe zum Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) nachgesagt. Er sei andauernd mit der Steuerabteilung des SIF auf Auslandsreisen. Beim SIF wiederum herrsche die Geisteshaltung vor, dass sich die Schweiz und ihre Finanzinstitute wie ein braves Schosshündchen auf den Rücken zu legen habe, wenn eine ausländische Behörde eine Begehrlichkeit anmelde. Dazu passt, dass sowohl das SIF wie auch die Steuerverwaltung zum UBS-Fall nichts sagen wollen. ○

Nicolas Meylaender und David Boller

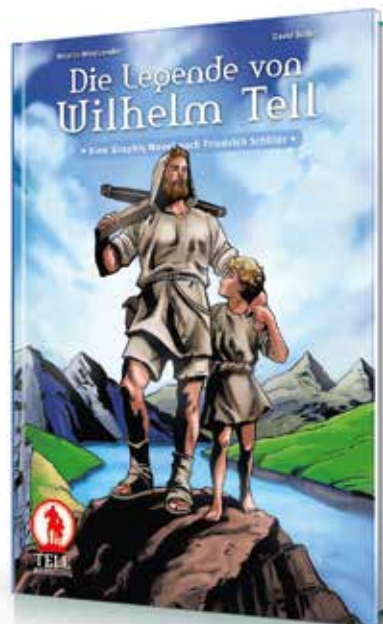
Die Legende von Wilhelm Tell

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Das Comic-Buch erzählt die Geschichte des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell, seinen Kampf gegen Landvogt Gessler, gegen das habsburgische Imperium und für eine unabhängige Eidgenossenschaft im frühen 14. Jahrhundert. Originalgetreu von Schillers bekannter Geschichte übernommen und mit detailreichen und schönen Zeichnungen versehen, bietet dieser Comic das ideale Lesevergnügen für alle Altersgruppen.

Diese neue Adaption «Die Legende von Wilhelm Tell» ist ein moderner und einfach zugänglicher Comic, der neue Leser für den Mythos begeistern wird.

48 Seiten, vierfarbig, gebunden
(Hardcover). ISBN 978-3-906885-01-8



Platin-Club-Spezialangebot

Nicolas Meylaender und David Boller:
«Die Legende von Wilhelm Tell»
Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Spezialangebot
Fr. 15.00 statt Fr. 18.95 inkl. Versand

Bestellung
Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk
«Platin-Club» und Ihrer vollständigen Adresse an versand@at-verlag.ch, oder rufen Sie uns an über Telefon 058 200 44 10.

Tell Branding GmbH, Samstagernstrasse 105,
8832 Wollerau, www.tellbranding.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Der Papst und sein «Marlboro-Mann»

Von Peter Keller — Im Innern schwul, nach aussen homophob: In seinem Enthüllungsbuch kritisiert der Soziologe Frédéric Martel die Heuchelei der katholischen Kirche. Nur: Der bekennende homosexuelle Autor bedient selber Schwulenklichees und heuchelt da und dort.



Kosename «Ciorcio»: Papst Benedikt XVI. (l.) und sein persönlicher Sekretär Georg Gänswein.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung war perfekt. Während Papst Franziskus gerade die viertägige Konferenz zum Umgang mit den Missbräuchen innerhalb der Kirche eröffnete, legte der französische Soziologe Frédéric Martel seine 560-Seiten-Anklageschrift vor. «Sodoma» heisst das Buch im Original, in Anlehnung an die alttestamentarische Stadt Sodom, die Gott aus Zorn über das sündhafte Leben ihrer Bewohner unter einem Regen aus Feuer und Schwefel begraben liess. Der Titel spielt im Weiteren mit dem Begriff «Sodomie», der im Französischen für Analverkehr steht.

Das Buch erschien zeitgleich in zwanzig Ländern und in acht Übersetzungen, die deutsche Ausgabe ist für den Herbst geplant. Martels Generalthese: Im Vatikan herrsche eine homosexuelle Kultur vor, die sich nach aussen homophob gebärde. Das psychologische Drama, einer Organisation anzugehören, die Homosexualität für sündhaft und «widernatürlich» halte, und selber schwul zu

sein, äussere sich in schwerwiegenden Verhaltensstörungen, so der Autor.

Die Vertuschung der Missbrauchsfälle innerhalb der katholischen Kirche sei untrennbar verbunden mit der Tatsache, dass viele Kardinäle, Bischöfe und Priester versteckt auf Männer stünden. An der Medienkonferenz in Rom, bei der das Buch sinnigerweise vorgestellt wurde, erkennt Martel in dieser Kultur des Verschweigens den Hauptgrund, weshalb die «pädophilen Übergriffe» von den Kirchenoberen nicht geahndet wurden: Bischöfe mögen vielleicht nicht selber missbraucht haben, «aber sie schützten Priester, weil sie Angst hatten, dass bei Untersuchungen oder einem Gerichtsprozess ihre eigene Homosexualität enthüllt werden könnte».

Vier Jahre lang hat Frédéric Martel recherchiert und dabei, wie er selber sagt, mehrere hundert Interviews geführt, darunter mit 41 Kardinälen, 50 Bischöfen, 45 Vatikan-Botschaftern, mit Dutzenden Priesterseminaristen und 11 Schweizergardisten. Aber auch mit

Vatikankennern, Journalisten, männlichen Prostituierten und Schwulenaktivisten. Die meisten und vor allem die wichtigsten Quellen sind anonymisiert. Eine bewusste Entscheidung. Es gehe ihm um die Doppelmoral und Scheinheiligkeit der Kirche und nicht um die Frage, «ob Bischof X oder Kardinal Y nun selbst praktizierend schwul ist».

Schweizergardisten als «Frischfleisch»

Heuchelei aufzudecken, ist ein hehres Anliegen. Nur tappt der Autor nicht selten selber in die Scheinheiligkeitsfalle. Der LGBT-Aktivist und bekennende Homosexuelle Frédéric Martel bedient in seinen Schilderungen munter Schwulenklichees. Da ist von Sex-Orgien die Rede; von der Affinität homosexueller Kleriker zu Samt, Seide und Pomp; Martel berichtet ausführlich über die Stricherszene rund um den Römer Bahnhof Termini, erzählt von «Mohammed», der «Quintessenz arabischer Schönheit», und dass homosexuelle Priester den jungen, «sehr männlichen», proletari-

schen Migranten aus dem Maghreb hinterherstiegen. Beweise, die aus den Klischees Tatsachen werden lassen könnten, liefert er jedoch nicht.

Es wimmelt von lüsternen Kardinälen, junge Schweizergardisten werden pauschal als «Frischfleisch» bezeichnet, und der Autor berichtet genüsslich von der verschwitzten «Homöerotik» in Priesterseminarien, und mit Hilfe von rund um den Vatikan postierten Helfern wird der rege Gebrauch von Grindr, einer Dating-App für Homosexuelle, innerhalb der hohen Mauern des Kirchenstaates ausgespäht. Aber auch hier bleibt es bei Behauptungen. Martels Mission kippt schon nach wenigen Seiten in einen kaum verbrämten Voyeurismus, der selber historische Parallelen fürchten muss: Mit dem gleichen moralisch getriebenen Furor wurden bis in die Neuzeit Frauen als Hexen verfolgt, denen man teuflische Unzucht vorwarf und in den Prozessen gierig pornografische Einzelheiten abpresste. An pikanten Details mangelt es auch in «Sodoma» nicht.

Der *Tages-Anzeiger* widmete dem Buch eine ganze Seite. Michael Meier, der Kirchenspezialist der Verlagsgruppe, schreibt von einem «institutionalisierten Doppelleben»: Kleriker würden ihre Lover als «Sekretäre, Chauffeure oder andere Untergebene» ausgeben. Wenn nun aber Papst Franziskus von einer «Gay-Lobby» innerhalb der katholischen Kirche spricht – eine These, die von Martels Nachforschungen teilweise bestätigt wird –, und daraus eine strengere Überprüfung der homosexuellen Neigung von Priester- und Ordenskandidaten ableitet, wird er umgehend der «Homophobie» bezichtigt. Man könne, so Frédéric Martel, eine soziologische Regel erstellen über katholische Geistliche, die sich kritisch zur Homosexualität stellten: «Je homophober sie sich äussern, umso sicherer kann man sein, dass es da ein Problem gibt»; sprich, dass der Kleriker seine eigene Veranlagung unterdrückt. Wer sich verteidigt, outet sich zwangsweise als verkappter Schwuler – so funktioniert totalitäre Küchenpsychologie.



Feuer und Schwefel: «Sodoma»-Autor Martel.

Der amtierende Papst taugt jedoch kaum als Feindbild. Der behutsame Geist seiner berühmten Worte «Wer bin ich, zu urteilen?» gegenüber einem Gott suchenden Homosexuellen, kommt auch in Franziskus' Apostolischem Schreiben von 2016 zum Ausdruck. Unabhängig von seiner sexuellen Orientierung soll jeder Mensch in seiner Würde geachtet werden. Keinesfalls soll man ihn «in irgendeiner Weise ungerecht zurücksetzen» oder ihm gar mit Gewalt begegnen.

Nebenbei offenbart sich in diesem Zusammenhang eine weitere Schwäche des Buches: Obschon es darin fast ausschliesslich um kirchliche Homosexualität geht, fehlt es dem Autor – selbst in seinem Kerngebiet – an theologischen Grundkenntnissen. So unterstellt er beispielsweise Kardinal Raymond Burke, er betrachte Homosexualität als «schwere Sünde», was er gerade nicht tut. Die Kirche lehrt, dass gelebte Homosexualität sündhaft ist, aber nicht die Veranlagung. Dem bereits erwähnten Apostolischen Schreiben wäre zu entnehmen, dass jeder Homosexuelle zuallererst ein Mensch ist, dem der gleiche christliche Respekt gebührt wie jedem anderen auch.

Blumenstraus aus Gerüchten

Im *Tages-Anzeiger* ist zu lesen, dass laut Martel 80 Prozent der Geistlichen und der Kardinäle an der Kurie schwul seien, «eine Dichte, die selbst das Gay-Viertel Castro von San Francisco nicht erreicht». Das ist ein lustiges Bonmot –

Mit dem gleichen moralisch getriebenen Furor wurden einst Frauen als Hexen verfolgt.

mehr allerdings nicht. Der Journalist Michael Meier verpasst es übrigens, darauf hinzuweisen, dass er selber zu den informellen Gesprächspartnern des Autors gehörte. Martel bezieht die 80-Prozent-Quote von einem ehemaligen Priester und heutigen Schwulen-Aktivisten und weiteren, durchwegs ungenannten Quellen. Überprüfen könne er die Schätzung nicht, gibt der Soziologe zu.

Das hat System. Je konkreter das Buch wird, desto anonym werden die Quellen. Oder die Angriffe zielen auf Personen, die sich nicht verteidigen können. So etwa im Fall des kolumbianischen Kardinals Alfonso López Trujillo, Vorsteher des Päpstlichen Rates für Familie, den er als praktizierenden Homosexuellen outet, obwohl oder gerade weil er schwulenfeindliche Positionen vertreten habe. Trujillo starb 2009. Martel kann keine näheren Beweise anführen, wehren kann sich der Beschuldigte ebenso wenig.

«Sodoma» liest sich süffig, das Buch ist ein Blumenstraus aus Gerüchten, literarisch



«Wer bin ich, zu urteilen?»: Papst Franziskus.

überspielten Ungenauigkeiten und – allerdings meist schon aus anderen Publikationen bekannten – Enthüllungen. Martel ist ein Meister des Insinuierens. Als ein Telefonanruf sein Gespräch mit dem konservativen Kardinal und Papstkritiker Ludwig Müller unterbricht, habe dieser auf Deutsch mit «parfümierter Stimme» zu reden begonnen. Der «blumig-romantische» Austausch habe nur ein paar Minuten gedauert, «aber ich verstand, dass er persönlicher Art war». Voilà, ein weiterer verstockter, in Wahrheit homophiler Kleriker.

In ähnlicher Manier schildert der Autor das Verhältnis zwischen dem Vorgänger-Papst Benedikt und seinem Vertrauten Georg Gänswein. Hier bricht Martels innerer Oscar Wilde vollständig durch. «Georg ist der Marlboro-Mann.» Gänswein habe die athletische Präsenz eines Filmstars. «His Luciferian beauty is an extra.» Er sei dreissig Jahre jünger als Ratzinger, und damit sei der Altersunterschied fast gleich gross wie der zwischen Michelangelo und seiner männlichen Muse Tommaso dei Cavalieri. So ergiesst sich Seite um Seite, vom zärtlichen Verhältnis der beiden ist die Rede, dem vertraulichen Kosenamen «Ciorcio», ihrem Hang zum extravaganten Auftritt. Nachdem Martel die zwei kräftig in Purpur und Seide verpackt hat, schiebt er in einem Nebensatz dazwischen, ein homosexuelles Verhältnis zwischen Benedikt und seinem Schützling sei jedoch Spekulation.

Wirklich aufklärerisch ist «Sodoma» nicht. Dass der Vatikan kein Hort der Tugendhaftigkeit ist, weiss man schon lange, spätestens seit den Pamphleten Luthers. Ansonsten ist das Buch voll von irgendwelchen «Quellen» und anonymen «Insidern». In einer Audienz verglich Papst Franziskus das Verbreiten von Gerüchten mit dem Terror. Wer Gerüchte verbreite, sei ähnlich einem Terroristen, der eine Bombe unter die Menschen werfe und davonmache. Frédéric Martel ist eine talentierte *gossip queen*. Wie offenbar viele hinter den vatikanischen Mauern auch.

Karriere dank Ehefrau

Von Christoph Mörgeli — Das Thema Feminismus ist allgegenwärtig. Höchste Zeit für eine Würdigung von Frauen, die durch Herkunft und Reichtum die erfolgreiche Laufbahn ihrer Männer erst möglich machten.

Der französische Komödiendichter Molière soll gesagt haben: «Ich bin wohl reich genug, dass ich drum eine Frau heiraten will, die alles mir zu danken hat und voller Demut, weil sie sich abhängig weiss, nicht stets mit Geld und Herkunft aufzutrumphen wagt.» Auch Adolf Guyer-Zeller, der Erbauer der Jungfraubahn, strebte ohne Protektion einer reichen Frau hoch hinaus. Der spätere Textil-, Eisenbahn- und Bankunternehmer schrieb als junger Mann ins Tagebuch, er wolle spätestens mit dreissig heiraten: «Auf Geld seh' ich nicht und nur in letzter Instanz, denn das kann sich der Mann machen.»

Dennoch gibt es zahlreiche Beispiele von Männern, die nur durch ihre Heirat zu Macht und Reichtum gelangten. «Erst Kontostand, dann Ehestand», hiess mitunter ihr Motto. Hinter manchem erfolgreichen Mann steht eine vermögende Frau. Der bedächtige Tierarztsohn Johann Schneider hätte ohne seine Ehefrau Katharina weder seine wirtschaftliche noch seine politische Karriere hinlegen können. Erst nach der Einheirat in die Langenthaler Unternehmerfamilie Ammann stieg er in die Firma ein, die ihm nie die operative Geschäftsführung, sondern lediglich das repräsentative Präsidium überliess. Auch den Weg in den Nationalrat hatte ihm sein Schwiegervater Ulrich Ammann vorgespurt. Ohne Katharina Ammann hätte es keinen Bundesrat Schneider-Ammann gegeben.

Jonas Furrer und Abraham Lincoln

Schon der erste Bundespräsident von 1848, der Winterthurer Jonas Furrer, verdankte seine geschichtliche Rolle neben politischem und juristischem Talent einer guten Heirat. Geboren als Sohn eines einfachen Schlossers, ehelichte er Friederike Sulzer, die Tochter eines Regierungsrates. Auch der Bruder seiner Schwiegermutter war Regierungsrat, was dem Handwerkersohn den gesellschaftlichen Aufstieg stark erleichterte. Trotz ihrer guten Herkunft blieb Friederike Furrer ohne Allüren, hat sie doch noch als «Frau Bundespräsident» den Boden ihrer Berner Wohnung eigenhändig gescheuert.

Aber auch viel frühere Politiker und Kraftgestalten der eidgenössischen Politik wären ohne ihre Gattinnen nichts oder viel weniger geworden. Stellvertretend genannt sei Hans Waldmann, ursprünglich Schneider- und Gerbergeselle aus dem Zugerischen. Erst durch die Heirat mit der Witwe Anna Edlibach, deren



Frage nach dem Preis: Kushner (l.), Trump.



Energische Beschleunigung: Ehepaar Lincoln.



Ihr Reichtum: Ehepaar Guisan.



Märchenprinzessin: Katia und Thomas Mann.



Bessere Hälfte: Familie Furrer.



Aufstieg nach Einheirat: Schneider-Ammann.

Familie ein Vermögen im Eisenhandel gemacht hatte, stieg er zum Zürcher Bürgermeister und sogar in den Adelsstand auf.

Die genannten Schweizer wandeln lediglich in den Fussstapfen von wesentlich bedeutenderen Staatsmännern. Der mausarme Flösser Abraham Lincoln, der sich weitgehend autodidaktisch zum Anwalt weiterbildete, fand in Mary Todd eine Gefährtin, die seine politische Karriere energisch beschleunigte. Sie entstammte einer reichen Pflanzler- und Sklavenhalterfamilie und sagte später über ihren Ehemann: «Ich habe ihn geheiratet, weil ich wusste, dass er dereinst Präsident wird. Denn schön war er nun wirklich nicht.»

Auch Winston Churchills Vater Randolph sanierte sich wie manch anderer britischer Adliger dank der Geldheirat mit einer amerikanischen Multimillionärin. Winstons Mutter Jennie Jerome war die Tochter eines äusserst erfolgreichen Wall-Street-Spekulanten. Angesichts seines englischen Vaters und seiner amerikanischen Mutter erheiterte Churchill die versammelten Parlamentarier in Washington mit dem Bonmot, dass er im umgekehrten Fall jetzt in ihren Reihen sitzen würde. Der demokratische Senator und spätere Aussenminister John Kerry heiratete 1995 die fünf Jahre ältere Teresa Heinz aus der gleichnamigen Ketchup-Dynastie, die ihm nebst drei Kindern etliche hundert Millionen Dollar in die Ehe brachte.

«Eine Million geheiratet»

«Wer einen armen Vater hat, kann nichts dafür, wer einen armen Schwiegervater hat, ist selber schuld.» Nach dieser Devise haben immer wieder Männer geheiratet, deren Karriere ohne das Vermögen ihrer Frauen viel bescheidener verlaufen wäre. Einen General Henri Guisan, diese Ikone der jüngeren Schweizer Geschichte, hätte es ohne seine Ehefrau womöglich nicht gegeben. Mary Doelker, Tochter eines Getreide- und Immobilienhändlers, ermöglichte Guisan das Leben eines Landedelmans im Patriziersitz «Verte Rive» am Gestade des Genfersees in Pully. Dort führten die Guisans ein grosses Haus, empfingen Politiker, Unternehmer, hohe Offiziere und Journalisten. Biograf Markus Somm schreibt: «Ohne seine Frau hätte Guisan nicht jene Karriere gemacht, die ihm glückte. Dank ihrem Reichtum war er wirtschaftlich unabhängig.»

Weniger bekannt ist das Schicksal von Divisionär Fritz Gertsch, einem gelernten Hutmacher aus Aarwangen. Der bekennende Schüler von Ulrich Wille befürwortete als Instruktionsoffizier den Drill und propagierte eine «Maschinengewehrmee». In zweiter Ehe verheiratete er sich 1907 mit der Amerikanerin Myra Zella Page, Nichte des Gründers der mit Nestlé fusionierten Anglo-Swiss Condensed Milk Company in Cham. Gertsch stieg damit in hohe wirtschaftliche Kreise auf und versuchte sich als

Schlossbesitzer und Unternehmer in der Milchbranche, wobei der Haudegen furios scheiterte.

Heinrich Pestalozzi heiratete seine Anna Schulthess gegen den entschiedenen Widerstand von deren Eltern. Ohne ihren Erbteil, der allerdings schon nach einigen Jahren verbraucht war, hätte er seine frühen Erziehungsexperimente nicht durchführen können. Auch in der Sparte Kunst und Kultur ging es längst nicht immer um reine Liebesheiraten. Wolfgang Amadeus Mozart schrieb 1787 über die Geldheirat eines Salzburger Adligen: «So möchte ich nicht heiraten. Ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen.» Dies tat er denn auch – um in bitterer Armut zu enden.

Ganz anders der revolutionäre Dichter Georg Herwegh, der in feurigen, ja aggressiven Polithymnen die Demokratie und das Proletariat besang. Privat setzte er auf behaglichen Wohlstand, indem er um die Hand von Emma Siegmund anhielt, Tochter eines gutbetuchten Berliner Seidenhändlers und Bankiers. Sie gilt als frühe Vertreterin der Frauenbewegung und lebte mit ihrem Georg teilweise auch in der Schweiz – allerdings in recht prekärer, zeitweise getrennter Ehe.

Der von Hause aus nicht eben mittellose Conrad Ferdinand Meyer heiratete in schon gesetzterem Alter Luise Ziegler aus noch vermögendem Zürcher Ratsgeschlecht. Eine

Der zurzeit vielleicht mächtigste Schwiegersohn der Welt ist Jared Kushner.

Bekanntere schilderte die vom Dichter gefeierte Muse allerdings als «dickliche, ältliche magdliche Truttschel». Und Gottfried Keller ätzte gegenüber Theodor Storm, Meyer habe «eine Million geheiratet» und sei für ihn «zum persönlichen Verkehr nicht geeignet».

Fulminante Entwicklung von Roche

In Katia Pringsheim sah der junge Thomas Mann eine Märchenprinzessin, lebte sie doch in der Pracht eines eigentlichen Schlosses in München. Schwerreich geworden war Manns Schwiegervater als Erbe eines Eisenbahnpioniers. Der homoerotisch empfindende Thomas Mann gab sich durch die Familiengründung mit Katia seine vielzitierte bürgerliche «Verfassung», die von allem Anfang an auf einem gesunden finanziellen Fundament ruhen sollte. Im Wirtschaftsleben kann die richtige Heirat

erst recht eine entscheidende Rolle spielen. Friedrich Emil Welti war zwar Sohn eines Bundesrates, hätte aber ohne die Ehe mit Alfred Eschers einziger Tochter Lydia nicht 65 Jahre lang im Verwaltungsrat der vom Schwiegervater mit gegründeten Schweizerischen Rückversicherungsanstalt wirken können. Stellvertretend für die zahlreichen Unternehmen, in denen ein-

geheiratete Männer zu Einfluss und Vermögen kamen, sei die Zuger Firma Landis+Gyr genannt. 1956 übernahm Andreas Brunner, Ehemann von Elisabeth Gyr, die Leitung des weltweit tätigen Unternehmens. Diesen Aufstieg hätte dem späteren freisinnigen Nationalrat niemand an der Wiege gesungen, war er doch Sohn des Zürcher Theologieprofessors Emil Brunner.

Eine noch weit durchschlagendere Erfolgsgeschichte schrieb der junge Musiker und Gärtnersohn Paul Sacher. Er ehelichte



Erbe sei Dank: Pädagoge Pestalozzi.

1934 Maja Hoffmann-Stehlin, die Witwe des früh verstorbenen Emanuel Hoffmann, Sohn des Gründers des Basler Pharmakonzerns Roche. Die segensreichen Auswirkungen dieser Ehe für Musik, Musiker, Komponisten und Musikwissenschaft sind bekannt, weniger aber die unternehmerische Weitsicht des mittelmässigen Dirigenten: Paul Sacher entschied sich 1945 im Namen der Familie zum riskanten Ankauf sämtlicher Roche-Aktien der Basler Handelsbank, die an ihren Deutschlandgeschäften gescheitert war. So gelang es diesem eingetragenen Familienmitglied, die Aktienmehrheit für die Gründerfamilie zurückzuerlangen, was die fulminante Entwicklung von Roche bis zum heutigen Tag erst ermöglichte.

Der zurzeit vielleicht mächtigste Schwiegersohn der Welt ist Jared Kushner, Gatte von Ivanka Trump und Einflüsterer des amerikanischen Präsidenten. Zu allen Zeiten stellte sich Männern wie ihm bei einer wirtschaftlichen «Hinaufheirat» die Frage nach dem Preis: Besteht er in ewig erwarteter Dankbarkeit, Abhängigkeit oder gar Unterwürfigkeit? Doch heutzutage haben die Männer ohnehin kaum mehr automatischen Zugriff auf das Konto ihrer Liebsten. Diese legen Wert auf finanzielle Unabhängigkeit und getrennte Kassen. Umso attraktiver wirkt die vom Hongkonger Milliardär Cecil Chao angebotene Pauschalsumme von 180 Millionen Dollar. Er ködert damit einen Mann für seine Tochter Gigi. Einziger Haken: Die bildhübsche Gigi lebt bereits in einer lesbischen Ehe. Sie lässt übrigens spitz ausrichten: «Erst wenn mein Vater einen Mann heiratet, heirate ich auch einen.»

Gravierte Frauenpulte

Von Christoph Mörgeli

Der Internationale Frauentag wird am 7. und am 8. März dick gefeiert. Dafür sorgt Nationalratspräsidentin Marina Carobbio (SP), deren Nationalratssitz Papa Werner Carobbio schon vorgewärmt hat. Genau um diese Sitze soll es gehen: Am feministischen Grosskampftag kommt's zur Würdigung der ersten dreizehn Parlamentarierinnen, die 1971 gewählt wurden. Und zwar durch eine Gravur mit Vor- und Nachnamen auf den jeweiligen Pulten vor den jeweiligen Stühlen, auf denen die entsprechenden Allerwertesten seinerzeit Platz genommen hatten. Im Sommer fügt man dann auf der Innenseite der Pulte noch biografische Angaben hinzu.

Zu Ehren kommt beispielsweise eine ums Land so hochverdiente Politikerin wie die Genfer Kommunistin Nelly Wicky. Oder die St. Galler Sozialdemokratin Hanna Sahlfeld, deren Namen sogar das «Historische Lexikon der Schweiz» vergessen hat – entgegen seinem Grundsatz, auch die unscheinbarsten Volks- und Standesvertreter zu erwähnen. Gegen diese willkürliche Auswahl ist energisch zu protestieren. Warum müssen ausgerechnet die dreizehn Frauen der ersten Stunde mit graviertem Messing gefeiert werden?

Die SP kann mit genauso viel Grund einfordern, den Sitzplatz ihres 1890 gewählten ersten Genossen, Jakob Vogelsanger aus Zürich, zu schmücken. Die SVP muss beantragen, die Sitze ihrer 1919 erstmals gewählten dreissig Nationalräte mit einer Inschrift zu ehren. Toni Brunners Pult gehört ohnehin ausgezeichnet, war er doch der jüngste je gewählte Volksvertreter. Was ist mit dem Solothurner Josef Grolimund, dem letzten wirklichen Arbeiter? Oder mit Ernst Mühlemann, dem ersten und einzigen Aussenminister, der nicht Aussenminister war? Auch der Zuger Peter Hess verdient eine Plakette als Allzeitrekordhalter an Verwaltungsmandaten.

Wenn schon Erinnerungskultur einer wohlstandsverwahrlosten Politik, dann gleich richtig: Eine Gedenktafel gebührt zwingend Matthias Aebischer und Tiana Moser als Begründer der ersten innerparlamentarischen Patchwork-Familie. Oder dem Vielflieger Andreas Gross als grösstem Spesenritter aller Zeiten. Wagt etwa jemand, die Militärdienstverweigerer zu vergessen? Oder die mutigen Schwulen, die sich geoutet haben? Eine gravierte Plakette auf sicher hat der erste gewählte Transgender im Schweizer Parlament. Aber diese ist dann nicht aus Messing. Sondern aus lauterem Roségold.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Nach den SBB der Airport Frankfurt

Von Peter Bodenmann — Die SBB wollen in das Geschäft mit fliegenden elektrischen Untertassen einsteigen. Gut so.



Jetzt will Frankfurt ebenfalls auf fliegende Untertassen setzen.

Klaus J. Stöhlker ist der Mediensprecher der absolut erfolglosen Zürcher Stiftung gegen Fluglärm. Bezahlt oder unbezahlt? Das bleibe Stiftungsgeheimnis. So, so.

Bald einmal werden in Zürich 50 Millionen Passagiere im Jahr einsteigen, aussteigen und auch umsteigen. Schlicht und einfach, weil die Schweiz attraktiv ist und die Schweizerinnen und Schweizer gerne fliegen.

Ein Zuschlag auf die Preise von Flugtickets ist sinnvoll. Aber er wird nur wenige vom Fliegen abhalten. Gegen den CO₂-Ausstoss helfen vermutlich nur Power-to-Fuel-Lösungen.

Im Kampf gegen den Fluglärm bewirken auch klimaneutrale Treibstoffe nichts. Wer die Anflug- und Abflugrouten im Grossraum Zürich verändert, belastet einfach andere Bevölkerungsgruppen. Der Schwarze Peter kann wandern, aber er kann sich leider nicht in Luft auflösen. Es braucht neue Ideen:

Baustein 1 — Der Flughafen Malpensa liegt in der wenig bewohnten Pampa nördlich von Mailand. Er ist unterausgelastet, weil Rom das Rennen um den Hub in Italien für sich entschieden hat.

Baustein 2 — Die Luftdistanz zwischen Zürich und Malpensa beträgt nur 200 Kilometer. Jene zwischen Bern und Malpensa noch weniger.

Baustein 3 — Grössere und kleinere elektrische Flieger werden sich nur auf kurzen Distanzen bis 300 Kilometer durchsetzen. Immerhin.

Baustein 4 — Die SBB setzen auf elektrische Untertassen der Marke Lilium. Der Flughafen Frankfurt auf Volocopter. Die Dinger sollen schon um das Jahr 2025 umweltfreundlich, billig und leise mit bis zu 300 Sachen unterwegs sein. In vierzig Minuten wäre man vom Bahnhof Zürich in Malpensa.

Baustein 5 — Die Zürcher müssten sich Malpensa schnappen, um von hier aus mit einem Hub ein neues Fenster zur Welt zu schaffen.

Fast alle loben Alfred Escher. Wie würde Escher den Kampf gegen den Fluglärm führen? Sicher nicht mit dem ewig gleichen Gejammer der Zürcher Stiftung gegen Fluglärm. Für Interessierte: Der Bus ist heute europäisch gesehen pro Person und Kilometer das umweltfreundlichste Verkehrsmittel. Weil der Strom-Mix der Bahn viel Gas- und Kohlestrom beinhaltet. Noch.

Im Gegensatz zu den Autos gibt es für die Busse in deutschen Innenstädten keine Dieselfahrverbote. Trotzdem werden die Busse nächstens dank der EU auf umweltfreundliche Elektroantriebe umstellen.

Kleine, wendige Elektro-Busse, die künftig autonom gesteuert im Konvoi unterwegs sein werden, können und werden für zusätzliche Bewegung im Markt sorgen. Aber weniger wird darum nicht geflogen. Leider.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Befreiungstheologie

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten werden zu Aktivisten. Sie wollen die Welt nicht mehr beschreiben, sondern befreien.

Der letzte Fall war Jussie Smollett. Der Fall zeigte gut auf, wie Journalismus heute funktioniert.

Smollett, Schauspieler und schwarz und schwul, wurde in Chicago von zwei Anhängern von Donald Trump attackiert. Sie zitierten dazu dessen Slogan «Make Amerika Great Again».

Die Trump-Hasser von der *New York Times* und der *Washington Post* stürzten sich nun wie die Geier auf die Story. Tagelang durfte man lesen, wie Trump das Land in Homophobie und Rassismus stürze.

Nur, die Story hatte einen Haken. Sie stimmt nicht. Der Schauspieler hatte die Attacke selber inszeniert, um sich wichtig zu machen. Er wurde verhaftet.

Die Geschichte passt ins aktuelle Bild der Branche. Journalisten wie jene von *New York Times* und *Washington Post* sind keine Journalisten mehr. Sie haben sich von den alten Tugenden des Gewerbes, wie Unabhängigkeit und Neutralität, längst losgesagt. Sie haben keine publizistische Mission mehr, sondern eine politische Mission.

Als Ende 2018 die Relotius-Affäre beim *Spiegel* hochkochte, war es derselbe Mechanismus. Der *Spiegel*-Reporter beschrieb in seinen gefälschten Artikeln die Welt auch exakt so, wie die Redaktion sich die Welt vorstellte, also anti-amerikanisch und migrationsfreundlich. Auch hier ersetzte die politische Mission die publizistische Mission.

Die neuste Medienaffäre, die letzte Woche bekannt wurde, betrifft die *Süddeutsche Zeitung*. Auch hier geht es um Fälschungen. Die *Süddeutsche* ist, gemeinsam mit dem *Spiegel*, der linkste Titel unter den grossen Blättern Deutschlands. Auch sie wollen, wie die *New York Times* und die *Washington Post*, die Welt nicht mehr beschreiben, sondern befreien. In der Befreiungstheologie ist die Verzerrung der Wirklichkeit oft unvermeidlich.

Der Abschied vom distanzierten Journalismus der Aufklärung kommt derzeit rasant voran. Subjektive Gesinnung bestimmt den Inhalt, nicht objektive Realität. Die Branche ist damit wieder etwa dort angekommen, wo sie um 1970 stand. Damals endete vermeint-

lich die parteiliche Gesinnungspresse. Nun kehren die Medien in die ideologische Ecke zurück.

Der Grund für den *rollback* liegt darin, dass in den letzten Jahren die Mehrheit der Journalisten ihre Heimat verloren hat. Ihre Heimat ist links, wie viele Studien belegen.

Die aktuelle Realität aber ist rechts. Die tonangebenden Politiker von heute sind alles keine Freunde der Linken. Es sind aus ihrer Sicht allesamt rechtsnationale Schurken. Sie heissen Trump, Putin, Salvini, Erdogan, Orbán, Xi Jinping, May, Kurz und Bolsonaro. Wenn man Zeitung liest, besteht die Welt fast ausschliesslich aus rechtsnationalen Schurken.



Ganz ruhig, Freunde: Demonstration in Berlin, 2018.

So entsteht dann auf Redaktionen die Obsession, die Welt vom allgegenwärtigen Feind erretten zu müssen. Journalisten werden damit zu Aktivisten. Aktivisten verfolgen politische Ziele. Echte Journalisten verfolgen keine politischen Ziele. Sie beobachten bloss.

Die Schweiz gehörte zu den Vorläufern des heutigen Besessenheits-Journalismus. Zwei Jahrzehnte lang spielte hier derselbe Reflex. Es ging gegen Blocher. Die Medien schrien gegen Blocher mit derselben Obsession, wie ihre Zeitgenossen nun gegen Trump, Putin, Salvini, Erdogan, Orbán, Xi Jinping, May, Kurz und Bolsonaro schreien.

Die frühere Blocher-Besessenheit ist inzwischen nahezu verschwunden. Blocher hat das Land, anders als tausendfach prophezeit, nicht ruiniert. Wir können den Journalisten dieser Welt aus der Schweiz also einen gelassenen Rat mitgeben: Ganz ruhig, Freunde, alles legt sich wieder.

Multilateral

Von Henryk M. Broder — Kanzlerin Merkel in Scharm el-Scheich.

Als Angela Merkel nach dem Abschluss des Gipfeltreffens von Europäischer Union und Arabischer Liga im ägyptischen Badeort Scharm el-Scheich vor die Kameras trat, sah man es ihr an, dass eine Konferenz hinter ihr lag, über die schon William Shakespeare vor 420 Jahren eine Komödie geschrieben hatte: «Viel Lärm um nichts». Nun galt es, das Ergebnis dieser Konferenz den anwesenden Journalisten so zu verkaufen, dass sie eine halbwegs frohe Botschaft in die Welt hinausbringen konnten. Und so gab die deutsche Kanzlerin bekannt: «Das Schicksal der Europäischen Union hängt von dem Schicksal dieser Länder der Arabischen Liga auch ganz unmittelbar mit ab, wir haben das erlebt im Zusammenhang mit Migration, mit Flucht, und deshalb heisst die Aufgabe, multilaterale Zusammenarbeit miteinander zu pflegen, auch wenn es zum Teil natürlich sehr unterschiedliche Ansichten gibt.»

Sie hätte natürlich auch sagen können: «Wir hatten zwei schöne Tage am Roten Meer, das Wetter war wunderbar, das Essen auch, aber erreicht haben wir nichts.» Denn niemand hatte damit gerechnet, dass ein Gipfel zweier Organisationen, die vor allem damit beschäftigt sind, ihre jeweils eigenen Krisen zu pflegen, zu irgendeinem Ergebnis führen könnte, das über ein Palaver hinausgehen würde. Die EU ist ein Kartenhaus und die Arabische Liga eine Fata Morgana; das Einzige, was die beiden verbindet, ist die Angst vor einem baldigen Ende der Tagträume.

Eben noch wollte die Kanzlerin die «Ursachen der Fluchtbewegungen» angehen, vor Ort in Afrika, durch mehr «wirtschaftliche Zusammenarbeit» – ein Euphemismus für geldwerte Leistungen in die Krisengebiete; die «Aussengrenzen der EU» sollten besser überwacht und Rücknahmeabkommen mit einzelnen Ländern abgeschlossen werden. Und jetzt der Offenbarungseid: Das Schicksal der Europäischen Union hängt unmittelbar vom Schicksal der Länder der Arabischen Liga ab! Multilaterale Zusammenarbeit ist das Gebot der Stunde.

Das ist so lustig, als würde eine Feuerwehr Abkommen mit Pyromanen abschliessen, um sich auf deren Einsätze besser vorbereiten zu können. Wie in jeder absurden Idee steckt auch in dieser ein wahrer Kern. Europa ist vom Wohlwollen jener Länder abhängig, die nicht willens oder nicht in der Lage sind, sich selbst zu helfen. Und Merkel hat's verstanden.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Freund unseres Rechtsstaates heimlich Freude daran haben, dass die *gilets jaunes* 60 Prozent der Radarfallen in Frankreich zerstört haben? *Alain Moser, Delsberg*

Das ist eine brandgefährliche Frage, da man bei zustimmender Antwort automatisch auf den Radar der Strafverfolger gerät. Aber es ist eine Tatsache, dass viele Fallen ihrerseits dem Gesetz mehr schlecht als recht entsprechen, da sie oft nicht, wie vorgesehen, zur Erhöhung der Sicherheit, sondern zur Erhöhung der Staatseinnahmen eingesetzt werden. Überdies können sich die französischen Polizisten jetzt wieder vermehrt auf die Jagd nach wirklichen Verbrechern konzentrieren. In diesem Sinne: Gute Fahrt! *Philipp Gut*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wer glaubt, er könne der Natur ins Handwerk pfuschen und sie in eine Richtung zwingen, irrt sich gewaltig.» *Ulrich Schär*

Keine Vollkaskoversicherung

Nr. 8 – «Die neue Sonnenreligion»; Roger Köppel über die Klimapolitik

Der Beitrag über die derzeit herrschende Klimahysterie war längst überfällig, und das Cover bringt es auf den Punkt: Eine kleine Schülerin aus dem Norden will uns beibringen, was punkto Klima Sache ist, und wird am World Economic Forum (WEF) in Davos vor versammelten Grössen der Welt aus Wirtschaft und Politik als Stargast gefeiert. Die hochkomplexe Klimawissenschaft ist von der Politik weltweit völlig vereinnahmt. Das massgebende politische Personal bei uns, bestehend aus Studienabbrechern, Absolventen naturwissenschaftsferner Disziplinen, andern Laien und Weltverbesserern aller Art, mutet sich zu, wissenschaftlich hieb- und stichfeste Klimaabläufe verstehen zu können. Es trifft schlicht und einfach nicht zu, dass, wie heute suggeriert wird, die ganze Wissenschaftsgemeinde – Astrophysiker, Chemiker, Geologen und Klimasachverständige – grossmehrheitlich der Auffassung sei, uns stünde eine Klimakatastrophe bevor. Klimageschichtlich steht ausser Zweifel, dass der Klimawandel existiert, und zwar bereits so lange, wie die Erde eine Atmosphäre hat, und das wird sich auch in ferner Zukunft nicht ändern. Wer glaubt, er könne der Natur ins Handwerk pfuschen und sie in eine Richtung zwingen, irrt sich gewaltig.

Ulrich Schär, Zumikon

Leider hat Roger Köppel nur die angestrebte Regelung von CO₂ durch technische und gesetzliche Auflagen diskutiert. Doch beim Thema Umwelt geht es um viel mehr als um Licht, Heizung und Transport. Garantiert weniger ökologische Fussabdrücke kann es nur geben, wenn es weniger Menschen auf der Erde gibt. Auf alles andere zu vertrauen, wäre reine Spekulation, von der unsere Nachkommen (falls es noch welche gibt) betroffen sein werden. Mein Standpunkt ist: Entweder gibt es weniger von uns – oder gar niemanden mehr.

Peter Goldstern, Lessoc

Die jungen Menschen haben mit Schrecken festgestellt, dass es für das Klima keine Vollkaskoversicherung gibt – wie in allen anderen Bereichen des Lebens. Diese Generation wächst auf in einem Rundum-Betreuungsapparat: Bei jedem Bobo geht es zum Kinderarzt, jede Störung wird abgeklärt und behoben, jeder Spielplatz ist hermetisch abgesichert. Das Leben ist schön, aber auch unberechenbar – wie schon seit Jahrtausenden.

Esther Moser, Basel



«*Salvator Mundi*»: *Weltwoche*-Titelbild.

Der menschengemachte Klimawandel ist eine Religion, und die Politik und einflussreiche Kräfte der Wirtschaft stacheln für eigennützige Zwecke die Menschheit zu einem modernen Religionskrieg an, mittels dessen sie die Menschheit genau dahin manipulieren können, wo sie diese haben wollen. Dieser gross-angelegte Betrug kostet die steuerzahlenden Bürger Unsummen und führt zu weitergehenden Einschränkungen unserer persönlichen Freiheiten. *Willi Urbach, D-Kerpen*

Ein herrliches Titelbild, welches die Assoziationen gut wiedergibt. Sie sollten es eventuell noch durch die Worte «*Salvator Mundi*» ergänzen und sodann bei Christie's für 450 Millionen Dollar versteigern lassen.

Michael Schmitz, Zürich

Mit dem Strom

Nr. 8 – «Zeitgeist-Wende»; Christoph Mörgeli über die FDP

Nach prophezeitem Waldsterben, Vogelgrippe und so weiter schafften es die westlichen Medien tatsächlich, mit der CO₂-Hysterie einen Hype zu lancieren, dank dem die Politiker und ein Teil der Bevölkerung manipuliert werden können. Als Schwyzer war ich bisher stolz, dass wir mit Petra Gössi eine bodenständige Nationalrätin haben, die schweizweit Beachtung und Anerkennung findet. Ob sie jetzt auch mit dem Strom schwimmt? Ich hoffe es nicht. Denn ich bin überzeugt, dass die FDP weitere Anhänger

an die SVP verliert, wenn sie dem Mainstream der Medien folgt. *Meinrad Steiner, Alpthal*

«Fake Germanistik»

Nr. 7 – «Talib Gotthelf»;
Michael Maar über Jeremias Gotthelf

Den Pfarrer in der «Schwarzen Spinne», der die Seele eines Kindes retten will, mit einem IS-Kämpfer zu vergleichen, der seinen Gegner genüsslich enthauptet – dahinter muss ein beträchtliches Mass an Abneigung gegenüber Christentum und Gotthelf lauern. Auch wenn man nachher sagt, Gotthelf habe es nicht so gemeint. Es wird in keiner Weise auf die Sinnbildlichkeit der Erzählung hingewiesen – Gotthelf war nicht in erster Linie ein religiöser Erzähler, sondern ihm ging es um eine Vision vom Leben und vom Glück des Menschen. Das hätte der Autor bei Walter Muschg nachlesen können, den er abschätzig als «alten Muschg» bezeichnet und dem er nicht abnehmen will, dass man den Dialekt kennen muss, um die sprachliche Grösse Gotthelfs zu verstehen. Wenn das die Methode der heutigen Germanistik ist, müsste man von «Fake Germanistik» sprechen. *Peter Mall, Basel*

La-La-Land

Nr. 8 – «Heimat, fremde Heimat»;
Wolfgang Koydl über Deutschland

Die Deutschen leben längst im La-La-Land. Die meisten schnallen immer noch nicht, dass sie mehr und mehr mit tiefenpsychologischen Tricks in eine neokommunistische Diktatur hineinmanövriert werden: in die DDR z.o. sozusagen. Die Eigenart der Deutschen ist es nun mal, so lange zu leiden, wie sie das Übel irgendwie noch ertragen können. Ganz anders der Franzose mit seinen Signalwesten, dem diese Leidensfähigkeit unbekannt ist. Nein, die Deutschen genesen wohl nicht an ihrem Wesen.

Hanna Willmann, Basel

Klarstellung

Im Artikel «Windräder im Gegenwind» (*Weltwoche* Nr. 7/19) wird eine Eingabe der Grünen erwähnt, in der es unter anderem um die Bedrohung von Fledermäusen durch Windräder geht. Kurt Egger, der Präsident der Grünen Thurgau, präzisiert, dass die Eingabe nicht durch die Grünen, sondern durch Pro Natura Thurgau erfolgte. Gezeichnet war die Eingabe jedoch von einem Fraktionsmitglied der Grünen. (WW)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich staune manchmal, wie Freunde von mir auf Facebook Dinge sagen, die sie sich von Angesicht zu Angesicht nie zu sagen getrauen würden. Da wird hemmungslos ausgeteilt. Ich bin hin und her gerissen. Einerseits stösst mich diese Verrohung der Sprache ab, andererseits dient das Internet auch als Ventil, da sind die Leute so ehrlich wie sonst nie. Wie sehen Sie das? *Milo R., Thalwil*

Auf Facebook kommunizieren Leute unbeschwert irgendwelche Botschaften. Und schreiben, was sie früher einem anderen eher in einem persönlichen Gespräch mitgeteilt hätten. Der Unterschied besteht sicher darin, dass über Facebook viel mehr nach aussen dringt. Natürlich ist es leichter, einem, der einem eben gerade nicht gegenüber sitzt, die Meinung zu sagen als unter vier Augen.

Aber so sicher bin ich nicht, dass die Sprachverrohung heute grösser sei als früher, als man noch keine Gefässe wie Facebook, Twitter et cetera hatte. Man erfährt einfach mehr. Wenn vier Menschen zu-

sammen sind und in der gleichen Sprache wie auf Facebook von Angesicht zu Angesicht sich *wünscht* sagen, dann hört das nur ein kleiner Kreis – nämlich bloss diese vier Personen. Und nachdem es gesagt ist, ist es draussen, es verflüchtigt sich, es verewigt sich nicht. Darum habe ich Mitarbeitern, die Krach haben, stets empfohlen, weder elektronisch noch brieflich sich *wünscht* zu sagen, weil das alles festgehalten bleibt – für alle Zeiten. Im Zeitalter der Elektronik gilt das noch viel mehr als für Briefe. Darum wundert es mich, dass sich so viele Leute in diesen Gefässen verewigen.

Wie oft hat man im Moment – je nach Stimmung – etwas zu sagen, das nicht für die Ewigkeit bestimmt ist! Natürlich wirkt es auch wie ein Ventil, seiner Stimmung freien Lauf zu lassen. Aber bei einem Ventil kommt es eben heftig, meist unüberlegt zum Vorschein – und verschwindet genauso schnell wieder. Lieber den Kontakt zu den Leuten direkt suchen. Einen Brief zu schreiben, ist allerdings immer noch besser, als über Facebook zu kommunizieren, weil man sich einen Briefftext besser überlegt. Und Briefe kann man vernichten.

Noch besser und unschädlicher ist aber der persönliche Kontakt.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Meine Ambitionen werden nicht altersmüde.»

Stefan Furrer
Leiter Generalagentur Zug
zum selbstbestimmten Leben





Täuschende Kriegstaktik: Ex-Professor Cottier.



«Gesicht der Zivilgesellschaft»: Flavia Kleiner.



Klüngelverbindungen: Nebs-Co-Präsident Naef.

Ringelreihen der Anschlussfreunde

Ein altgedienter Trupp von Überzeugungstätern, die in die EU streben, plustert sich mit vorgeschobenen Organisationen auf. Das Netzwerk um Ex-Professor Thomas Cottier ist ein billiges Copy-Paste-Produkt. Doch Verstärkung naht. Economiesuisse kommt mit Geld und Personal. *Von Urs Paul Engeler*

Bluffing, die alte Kriegstaktik: Als 1862, mitten im amerikanischen Sezessionskrieg, eine starke Nordstaaten-Armee unter General George McClellan mit über 100 000 Mann die James-River-Halbinsel Virginias erreichte und sich anschickte, Richmond, die Hauptstadt der Südstaaten, einzunehmen, schien es um die zur Verteidigung stationierte, schlechtausgerüstete Division von kaum 13 000 Mann unter Brigadegeneral John Magruder geschehen. Doch Magruder war nicht nur Truppenführer, sondern auch Hobby-Theatermann, und so inszenierte er ein Spektakel, das in die Geschichtsbücher einging und in vielfältiger Form kopiert wurde.

Er liess seine dünnbesetzten Brigaden in wechselnden Konfigurationen mit selbstgebastelten Kanonenattrappen hin und her und immer wieder im Kreis marschieren, um den Anschein von Grösse und Kampfkraft zu erwecken. Die Finte funktionierte: McClellan, der die Zahl seiner Gegner nun auf mindestens 150 000 schätzte, wagte es nicht, Richmond anzugreifen, und wurde, nachdem Wochen später Verstärkung angerückt war, von der Halbinsel vertrieben. Den Krieg allerdings verloren die listenreichen Südstaatler dennoch.

Klüngelverbindungen

Derzeit, in der finalen Auseinandersetzung um die institutionelle Einbindung der Schweiz in die Europäische Union, probt die kleingewordene Kohorte der hiesigen EU-Anbeter ebendiese theatralische Aufpluste-

rung. Vorgehen und Ziel entsprechen exakt dem klassischen Plan Magruders: Ein breiter Reigen von Zirkeln, Klubs und Gesellschaften mit fast identischer personeller Besetzung soll die Menge und die politische Bedeutung der Anschlussfreunde künstlich erhöhen und schwankende Parteien und Politiker zur Unterstützung bewegen.

Übers Wochenende erfolgte der Aufmarsch der Vereinigung «Die Schweiz in Europa» oder ASE, gemäss ihrem französischen Namen «Association la Suisse en Europe». Präsiert wird die Gruppe, die korrekt «Schweiz in der EU» heissen müsste, von alt Professor Thomas Cottier, der jeden Wisch aus Brüssel als Kapitel des neuen Evangeliums lobpreist und dem noch kein einziges EU-kritisches Wort über die Lippen gerutscht ist. Als Vize fungiert Joëlle de Sépibus, eine von Cottier protegierte Dozentin am Institut für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern; der emeritierte Professor für Europa- und Wirtschaftsvölkerrecht war im selben Departement tätig. Ebenfalls im Vorstand ist eine Rosa Maria Losada, «Expertin» im gleichen Department. Abgerundet wird die Crew durch Ehemalige: alt Botschafter Benedikt von Tschärner (Ehrenpräsident), alt Nationalbank-

direktor Jean Zwahlen, alt OECD-Direktor Gérard Viatte und einen Alt-Handelsdiplomaten aus dem Integrationsbüro. Ein Kreis also mit minimalem Radius und alles andere als eine Basisbewegung, also keine *levée en masse*.

Im Jahr 2017 lancierte die ASE einen «Appell», in dem sie alle Schweizer (lange vor der Kenntnis des Inhalts und der Konsequenzen!) aufforderte, das Rahmenabkommen mit der EU ohne Wenn und Aber zu unterstützen. Das

Echo auf diesen Aufruf liegt weit unter der Wahrnehmungsgrenze. Bis Freitag, den 22. Februar, haben ganze 755 Personen das Anschlussmanifest gutgeheissen, darunter 69 Schläbige und Feige (knapp zehn Prozent), die das Bekenntnis zum «offenen Dialog» nur anonym «unterschreiben» mochten. Von den 686 einigermaßen identifizierbaren bezeichnen sich 154, ein Viertel, als «Rentner», «retraité» oder «chem.». Stark vertreten sind Uni-Professo-

ren (31), alt Diplomaten (28), Historiker, alt Regierungsräte, alt Bundesbeamte, alt Bundesrichter (Giusep Nay), allerlei PR-Leute wie Victor Schmid und Simon Gemperli (ehemals NZZ), linke Theologen, SRG-Mitarbeiter sowie liebe Anverwandte (allein fünf Mal taucht der Name Cottier auf).



Theatralische Aufplusterung: Offizier Magruder.

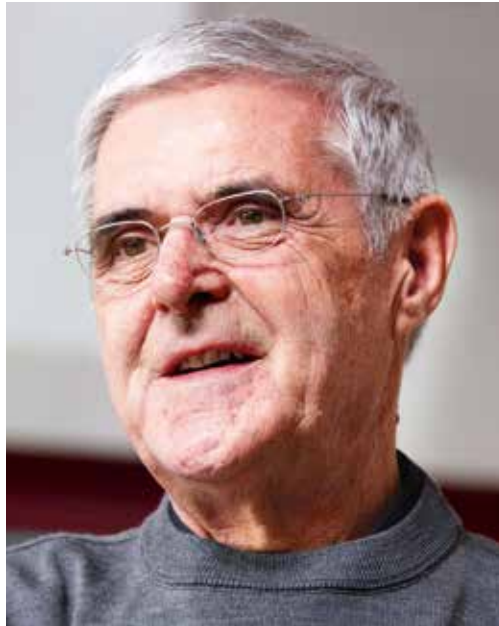


Schulterschluss: Nebs-Präsidentin Markwalder.

Noch etwas interessanter sind die engen Klüngelverbindungen, die sich aus der mageren Namensliste erschliessen lassen. Zunächst ist festzustellen, dass die ASE keine eigenständig geführte Organisation ist, sondern bei der Beitritts-Lobbygruppe Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs) an der Scheibenstrasse 29 in 3011 Bern angesiedelt ist, von wo sie administrativ gelenkt wird. Die Nebs-Leute, darunter Generalsekretär Lukas Wegmüller und Co-Präsident Martin Naef (SP, ZH), haben den Appell denn auch fleissig unterschrieben. Nebs und ASE sind nur zwei Seiten der gleichen Euro-Münze. Beide propagieren sie das Rahmenabkommen als nächste Etappe zur vollständigen Einbindung der Schweiz in die Institutionen der EU. Der Wortlaut «ein Testlauf für weitere Integrationsschritte» gemahnt an das ehrliche Diktum des damaligen Bundesrats Adolf Ogi, der den EWR als «Trainingslager» für den baldigen EU-Vollbeitritt anpries.

Thomas Cottier ist nicht nur von der Nebs administrierter ASE-Präsident, er sitzt zudem im Vorstand der Plattform Schweiz Europa (PSE), die 2015 von alt Regierungsrat Markus Notter (SP, ZH), auch er ein ASE-Appell-Erstunterzeichner und Beitrittspropagandist, zum offiziellen Zweck des «informierten Diskurses» gegründet wurde. «Koordiniert» werden sollen «die Aktivitäten der diversen zivilgesellschaftlichen Organisationen, die sich unabhängig voneinander für eine konstruktive Europapolitik der Schweiz einsetzen». Nun, das «unabhängig voneinander» ist, je nach Strenge des Urteils, schlicht gelogen oder täuschende Kriegstaktik, um nach dem Muster Magruders öffentlich mehr Schein als Sein zu präsentieren.

In Wirklichkeit sind die Organisationen zum einen personell untrennbar verflochten, wie die Mehrfachfunktion Cottiers belegt. Zum andern arbeiten sie abgestimmt im engsten Verbund,



Ein Viertel Rentner: Alt-Bundesrichter Nay.

wie die Vereinigung Schweiz in Europa schreibt und der prominente Verweis auf deren Appell beweist. «Garantiert» werde «so eine effiziente Durchführung von Kampagnen». Co-Präsident der PSE ist Jean-Daniel Gerber, der bis vor kurzem als eine treibende Kraft im ASE-Vorstand agierte. Der alt Seco-Staatssekretär hat traurige Berühmtheit erlangt durch seinen, mit Geldern der Gemeinnützigen Gesellschaft finanzierten und kläglich gescheiterten Versuch den «Schweizerpsalm» als Landeshymne abzusetzen. Ihm zur Seite sitzt Flavia Kleiner, die

Alt Professor Thomas Cottier lobpreist jeden Wisch aus Brüssel als neues Evangelium.

auch Co-Präsidentin der Operation Libero ist und zusammen mit Libero-Co-Präsidentin Laura Zimmermann jeweils ins Rampenlicht tritt, wenn ein medial gefälliges «Gesicht der Zivilgesellschaft» gefragt ist.

Komplettiert wird die Plattformriege durch Rudolf Wyder, zugleich Vizepräsident der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik (SGA), und Lukas Wegmüller, der dem aufmerksamen Leser bereits als Nebs-Generalsekretär aufgefallen ist. Es gibt, so ein Zwischenfazit, offenbar mehr Organisationen als Personen, um deren Gremien eigenständig zu besetzen. Die Beitrittspromotoren sind real zu einem ganz mageren Häufchen geschrumpft.

Dies, obwohl traditionelle Vereinigungen wie die 1968 als weit offenes Forum für alle kontroversen Fragen der Aussenpolitik gegründete SGA in den letzten Jahren radikalisiert und zu EU-Fanklubs verunstaltet worden sind. Ständen unter dem ersten SGA-Präsidenten Willy Bretscher (FDP-Nationalrat und NZZ-Chefredaktor) Themen



«Europalunch»: Economiesuisse-Chefin Rühl.

wie die Neutralität, die Beziehungen zu Entwicklungsländern oder die demokratische Legitimierung der Aussenpolitik im Fokus, so verengten sich Inhalte und Ansichten systematisch. Heute präsidiert die frühere Nebs-Präsidentin Christa Markwalder (FDP, BE) die SGA und stellt Vize Rudolf Wyder («Dem Brexit-Drama entspricht das Trauerspiel um ein Rahmenabkommen Schweiz-EU») Koordination und Schulterschluss mit der Europaplattform sicher. Als Ehrenpräsidenten grüssen ausnahmslos alt Bundesräte, die für einen raschen Anschluss an Brüssel votier(t)en: René Felber (SP), Flavio Cotti (CVP), Joseph Deiss (CVP), Micheline Calmy-Rey (SP) und Didier Burkhalter (FDP).

Kaum zwei Dutzend Leute

Inhaltlich deckungsgleich, argumentativ austauschbar, personell weitgehend identisch: Was dem Bürger von ASE über Nebs, Operation Libero, Europaplattform bis SGA als vielgestaltige Pro-EU-Bewegung vorgegaukelt wird, ist in Wahrheit ein billiges Copy-Paste-Produkt, angefertigt und vorgetragen von kaum zwei Dutzend Leuten. Die Kampagne für das Rahmenabkommen und den baldigen EU-Beitritt ist keine imposante Truppenparade, sie entpuppt sich als ganz bescheidener Ringelreihen.

Eine Verstärkung mit enormen Mitteln ist inzwischen allerdings angerückt. Vor einem Monat sicherte Monika Rühl, die Vorsitzende der Geschäftsleitung des Wirtschaftsverbandes Economiesuisse, bei einem noblen «Europalunch» mit der ASE-Spitze die Partnerschaft der Wirtschaftslobby zu im Kampf für «eine breite Zustimmung für das Rahmenabkommen». Zur Wiederholung: Die im Kreise trottsenden und tricksenden Südstaaten-Armeen haben den Sezessionskrieg schliesslich doch verloren. ○

Rosa Linien, rote Köpfe

Die FDP-Fraktion unterstützt das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union. Das sorgt im Freisinn für Unruhe. Manche erinnern an das EWR-Debakel, andere verlassen die Partei.

Von Erik Ebnetter

Am Samstag diskutierten die freisinnigen National- und Ständeräte in Engelberg über das Rahmenabkommen mit der EU. Lässt sich etwas Unspektakulärereres denken? Sechs Stunden dauerte der Austausch über politische Grundsatzfragen und juristische Details, und am Ende befürwortete die Fraktion das Abkommen mit 25 zu 3 Stimmen. «Wir wollen nicht, dass die bilateralen Verträge plötzlich erodieren», sagte Petra Gössi, die Parteipräsidentin, anschliessend im Schweizer Fernsehen. «Wir stehen ganz klar hinter dem bilateralen Weg. Die EU ist unser wichtigster Handelspartner, zudem erachten wir die bilateralen Verträge als die beste Absicherung gegen einen EU-Beitritt, den wir unter keinen Umständen wollen.» Später verschickte die Partei eine Mitteilung und nannte den Entscheid ein «Ja aus Vernunft». Absicherung, Vernunft – damit war der Ton gesetzt.

So unaufgeregt die FDP auftrat, so zurückhaltend berichteten die Medien. Die NZZ, die seit Wochen und Monaten für das Rahmenabkommen wirbt, vermeldete den Entscheid am Montag in einer Spalte, teils gefüllt mit Agenturmaterial, und die NZZ am Sonntag hatte sich tags

zuvor auf einen Kasten beschränkt, um die Neuigkeiten mitzuteilen. Philipp Müller, der ehemalige Parteipräsident, habe die Meinungsbildung in der Fraktion geprägt, hiess es dort, und darauf angesprochen, bemerkte Müller, er sei skeptisch gewesen, als er das Abkommen erstmals gelesen habe. «Nachdem ich mich gründlicher mit dem Text befasst habe und dank zusätzlichen Abklärungen bin ich heute der Meinung, dass unsere Verhandlungsdelegation für die Schweiz sehr viel herausgeholt hat. Ich kann diesem Vertrag zustimmen.» Er hätte auch über ein Doppelbesteuerungsabkommen mit Guinea-Bissau reden können, so harmlos-beiläufig klang es. War überhaupt etwas passiert?

Im Sommer 2014, als Müller noch Parteipräsident war, gab er der *Sonntagszeitung* ein Interview zu den laufenden Verhandlungen. «Die EU will, dass die Schweiz für bestehende

und künftige Verträge sämtliches EU-Recht übernimmt, sich dem Europäischen Gerichtshof unterordnet und Brüssel Untersuchungsbefugnisse in unserem Land erhält. Zusätzlich sollen wir noch zahlen. Was sagen Sie dazu?», wurde er gefragt. Müller sprach von einer «Maximalforderung der EU», die nicht hinnehmbar sei, und erklärte auf Nachfrage: «So, wie die EU das im Mandat skizziert, wird es nie kommen. Wir wären damit das unsouveränste Land in Europa. Wir müssten völlig nach der Pfeife der EU tanzen und hätten nichts zu sagen. Da könnten wir ja gleich beitreten. Das will die FDP sicher nicht.»



Ehemaliger FDP-Präsident Müller.

«So, wie die EU das im Mandat skizziert, wird es nie kommen.» (2014)

Inzwischen sind die Verhandlungen abgeschlossen, und der Vertragstext liegt vor. Die Schweiz würde sich mit dem Rahmenabkommen verpflichten, «relevante EU-Rechtsakte so rasch wie möglich in die betroffenen Markt Zugangsabkommen zu integrieren», wie der Bundesrat schreibt. Verweigerte die Schweiz diese Rechtsübernahme, müsste sie Strafmassnahmen gewärtigen. Gäbe es Streit, wie Markt Zugangsabkommen oder das Rahmenabkommen anzuwenden oder auszulegen wären, befasse sich ein Schiedsgericht

damit. Was die einzelnen EU-Rechtsakte betrifft, gälte die Praxis des Europäischen Gerichtshofs. Die EU überwachte die Schweiz zwar nicht direkt, könnte aber jederzeit ein Fehlverhalten monieren und eine Streitbeilegung verlangen. Die Schweiz erklärte sich zudem bereit, über «autonome Beiträge» an die EU separat zu verhandeln. Mit Philipp Müller gefragt: Will das die FDP?

Die Fraktion hat ihre Antwort gegeben – und offenbar deutlicher, als es sich die Parteispitze gewünscht hatte, wie die *Aargauer Zeitung* am Dienstag berichtete. Ob die Mandatsträger damit auch die Basis überzeugen werden, ist eine andere Frage. Die Delegierten formulierten am 23. Juni 2018 ihre Erwartungen an ein Rahmenabkommen und verlangten unter anderem, dass die Schweiz bilaterales Recht selbst auslege. Anna Wartmann, eine Parteimitarbeiterin, schrieb noch am Samstag in ei-

ner Mitteilung an die Präsidenten und Geschäftsführer der kantonalen Sektionen, das Rahmenabkommen erfülle alle Forderungen der Delegierten. Gleichzeitig begannen Jungfreisinnige auf Twitter zu diskutieren, ob die Fraktion mit ihrem Entscheid nicht einen Parteitagebeschluss übergangen habe. Eine Aussage machte die Runde: Was sich eben zugetragen habe, sei der grösste Fehler des Freisinns seit 1992, als die Partei den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) unterstützt hatte.

«So, jetzt langts!»

Karl Marx schrieb einmal spöttisch, Geschichte ereigne sich immer zweimal: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Nun ist Marx nicht gerade der wichtigste Stichwortgeber im Freisinn. Als er 1848 das «Manifest der Kommunistischen Partei» veröffentlichte, errichteten Freisinnige den schweizerischen Bundesstaat und etablierten damit eine bürgerliche Ordnung, wie sie ein Kommunist nur ablehnen kann. Die heutige FDP, im späten 19. Jahrhundert aus der freisinnigen Grossfamilie von Liberalen und Radikalen hervorgegangen, dominierte die Schweiz über Generationen und hatte einen Einfluss, den ihr Wähleranteil nicht einmal errahnen liess. Während die FDP in den Nationalratswahlen ab 1919 höchstens auf ein Viertel der Stimmen kam, stellte sie in der Bundesverwaltung bis zu drei Viertel der Chefbeamten.

Die Abstimmung über den EWR markierte das Ende dieser freisinnigen Hegemonie. Die Schweiz hatte in zähen Verhandlungen eine Position nach der andern räumen müssen. «Unter das individuelle Opting-out darf man sicher nicht gehen, das wäre nicht mehrheitsfähig», sagte Franz Steinegger, der damalige FDP-Präsident, im Mai 1991, um nur ein Beispiel zu nennen. Das bedeutete, die Schweiz sollte selbst entscheiden dürfen, ob sie künftiges EWR-Recht automatisch übernehmen würde. Die EG gewährte den EWR-Bewerbern letztlich nur ein kollektives Opting-out, was Steinegger nicht davon abhielt, das Verhandlungsergebnis gutzuheissen. Im Oktober 1992 folgten ihm die FDP-Delegierten mit 231 zu 27 Stimmen. «Ein Ja der praktischen Vernunft», nannte es die NZZ – der Rest ist bekannt: Volk und Stände verwarfen den EWR-Beitritt, und der Aufstieg der SVP begann.

Die Abstimmungsniederlage vom 6. Dezember 1992 war für den Freisinn eine Tragödie.



Tragödie oder Farce? Fraktions-Vize Hiltbold, Fraktions-Chef Walti, Parteipräsidentin Gössi (v.l.), am 23. Februar in Engelberg.

Wiederholt sich die Geschichte nun als Farce? Was die FDP am Samstag als «Ja aus Vernunft» bezeichnete, verärgerte jedenfalls nicht nur Jungfreisinnige, sondern auch langjährige Parteimitglieder. Zu ihnen gehört Marcel Egli, geboren 1956 und seit über vier Jahrzehnten in der FDP. Als er vernahm, dass die Fraktion das Rahmenabkommen unterstützt, sagte er sich: «So, jetzt langts!» Er schrieb einen Brief an die Partei, um seinen Austritt mitzuteilen, und informierte einige Zeitungsredaktionen über seinen Schritt. «Was die Fraktion gemacht hat, ist ein Verrat an der Basis», sagt Egli. «Es gibt keinen Anlass, einen Entschluss zu fassen, solange die Konsultation läuft.» Das Rahmenabkommen hält er für ganz und gar unvereinbar mit den Prinzipien der Partei, der er einst beigetreten war.

Egli sitzt am Esstisch in seinem Haus in Dübendorf und erzählt, wie er, ein gelernter Maschinenmechaniker, der sich später zum Ingenieur weiterbildete, ein Freisinniger wurde. «Die FDP sagte damals: «Mehr Freiheit, weniger Staat». Das sprach mich an, das fand ich richtig – und ich finde es immer noch richtig. Leider hat sich die Partei von diesem Grundsatz längst verabschiedet.» Egli nennt die EWR-Debatte als Zäsur: «Damals entstand dieser Glaube, man müsse sich vor allem um Verträge mit dem Ausland bemühen, um wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Das stimmt doch nicht! Wir müssen uns in erster Linie um

unsere Produkte kümmern. Sind die Produkte gut, braucht es keine bürokratischen Regeln für den Verkauf, weil die Kunden dann von sich aus kommen.» Mehrmals illustriert er seine Ausführungen mit Anekdoten aus seiner Zeit in der Maschinenindustrie.

Um den EWR zu bekämpfen, gründete Egli die «Überparteiliche Bewegung Schweiz», mit der er später auch zu einer Nationalratswahl antrat. Der FDP blieb er trotzdem treu, weil er die Partei nicht den «EU-Turbos» überlassen wollte, wie er sagt. Heute sei er resigniert: «Alles wird durchgewinkt und abgenickt. Es kommt eine neue Forderung der EU – und die FDP fällt um.» Die «roten Linien» der Partei seien längst überschritten worden. «Die Delegierten haben beschlossen, dass die Schweiz die Unionsbürgerrichtlinie nicht übernehmen dürfe. Wo bietet uns das Rahmenabkommen diese Garantie?», fragt er. Tatsächlich fordert die FDP-Fraktion in diesem Punkt eine «Konkretisierung» der EU, ohne auf Nachverhandlungen zu pochen. Die EU sei zu solchen Verhandlungen nicht bereit, sagt die Parteispitze um Gössi.

«Remember Otto Fischer»

Egli fühlt sich durch solche Aussagen in seiner Kritik bestätigt. «Die FDP-Führung hat komplett die Bodenhaftung verloren», sagt er. «Frau Gössi muss meinen, wir seien blind oder blöd. Sie behauptet, wer das Rahmenabkom-

men ablehne, gefährde den bilateralen Weg. Das Gegenteil ist wahr: Der bilaterale Weg würde mit dem Rahmenabkommen zu Ende gehen, weil wir kein gleichberechtigter Partner mehr wären. Dann lieber gleich in die EU, dann könnten wir immerhin mitbestimmen.» Absicherung, Vernunft – von solchen Worten will er nichts hören. «Wenn wir so weitermachen, verlieren wir in 15 Jahren den Wohlstand, den wir in 150 Jahren aufgebaut haben», sagt Egli.

Aufgewachsen ist er in Rüti, wo er Hans Rüegg, den Unternehmer und langjährigen FDP-Nationalrat, aus der Nähe erlebte. «Das war noch ein Freisinniger, standhaft und prinzipientreu.» Aus Wald, dem Nachbardorf, stammte Otto Fischer, ebenfalls langjähriger FDP-Nationalrat, der 1992 als Pensionär den innerparteilichen Widerstand gegen den EWR anführte. Als die FDP-Fraktion am Samstag bekanntgab, das Rahmenabkommen zu unterstützen, wurde prompt ein Twitter-Konto mit Fischers Foto eröffnet. «Remember Otto Fischer», heisst der Kanal, der seither kritische Statements über die freisinnige Europapolitik verbreitet. Die Jungfreisinnigen teilen diese Botschaften fleissig, und schon berichten erste Medien über Scharmützel zwischen FDP-Mitgliedern auf Twitter.

Es wirkt wie ein Schauspiel. Die Frage ist, ob es sich um eine Tragödie oder eine Farce handelt. ○

Bilaterale: Zu hohe Versprechen

Economiesuisse macht Werbung für das Rahmenabkommen und stellt den volkswirtschaftlichen Nutzen der Bilateralen I ins Zentrum: 24 Milliarden Franken pro Jahr betrage der Wert des Vertragspakets. Was ist von der Zahl zu halten? Von Florian Schwab

Rudolf Minsch ist derzeit im Kampagnenmodus. Landauf, landab verkündet der Chefökonom von Economiesuisse, was sein Verband Anfang Jahr schriftlich festhielt: «Der wirtschaftliche Nutzen der bilateralen Marktzugangsabkommen» sei «mit 20 bis 30 Milliarden Franken jährlich unbestritten von grosser Bedeutung». Dieser Betrag «könnte bei einer Ablehnung des institutionellen Abkommens langfristig wegschmelzen». Laut Economiesuisse beträgt der Nutzen der fünf vom Rahmenvertrag abgedeckten Verträge «24 Milliarden Franken pro Jahr». Das macht 3000 Franken pro Kopf der Bevölkerung. In einer eigenen Untersuchung aus dem Jahr 2016 sprach der Verband sogar von 4400 Franken pro Kopf.

Die Zahl von 24 Milliarden Franken stand im Zentrum der Jahresmedienkonferenz im Januar – wie auch wenige Wochen später am sogenannten Ökonomen-Hearing, einer gemeinsamen Veranstaltung von Economiesuisse und Avenir Suisse, einer hauptsächlich von Grossunternehmen finanzierten Denkfabrik. Wo immer Economiesuisse derzeit öffentlich auftritt: Stets werden die 24 Milliarden Franken beworben. Wie kommt diese Zahl zustande?

Alter Wein in neuen Schläuchen

Ein genauerer Blick zeigt, dass es sich bei der Economiesuisse-Analyse um aufgewärmte Resultate von zwei älteren Studien handelt, welche das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) bereits 2015 publizierte. Die beiden Studien gab das Seco damals bei den ökonomischen Beratungsunternehmen BAK Basel und Ecoplan in Auftrag, um die Debatte zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) zu beeinflussen. Die zu untersuchende Frage lautete: Wie hoch wären die volkswirtschaftlichen Kosten eines Wegfalls der Bilateralen I, etwa infolge der Kündigung der Personenfreizügigkeit, im Zeitraum 2018 bis 2030?

Economiesuisse hat für jedes der fünf Abkommen den Durchschnittswert der beiden Studien genommen und diesen aufsummiert: Bei der Personenfreizügigkeit resultiert ein Wert von 14 Milliarden Franken, beim Luftverkehrsabkommen sind es 7 Milliarden Franken, bei den technischen Handelshemmnissen 2 Milliarden Franken, beim Landverkehrsabkommen 500 Millionen Franken und beim Landwirtschaftsabkommen 100 Millionen Franken.

Laut Reiner Eichenberger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg, steht die Argumentation von Economie-



Und die Kosten? Economiesuisse-Chefökonom Minsch.

suisse «auf mehr als wackeligen Füßen». Relevant seien in erster Linie Kosten und Nutzen der Bilateralen pro Kopf der Bevölkerung. «Die Kündigung der Personenfreizügigkeit würde dazu führen, dass die Bevölkerung und die Gesamtwirtschaft weniger schnell aufgebläht würden.» Das Einkommen pro Kopf würde dadurch aber «kaum weniger schnell wachsen» als mit der Personenfreizügigkeit. Angesichts der «hohen Kosten des Bevölkerungswachstums wäre die Kündigung ein Segen», sagt der Wirtschaftsprofessor.

An dem von Economiesuisse gewählten Fokus auf die Gesamtwirtschaft werde deutlich, so Eichenberger weiter, dass der Wirtschaftsdachverband andere Interessen verfolge als die einheimische Bevölkerung, für welche die Grösse «Einkommen pro Kopf» entscheidend sei. Selbst wenn man die Perspektive von Economiesuisse übernehme und auf das gesamtwirtschaftliche Einkommen schaue, verfange die Argumentation nicht. «Um die Gewinne zu ernten, die aus der Zuwanderung von Spezialisten resultieren, braucht es kein Abkommen mit der EU. Die Schweiz könnte dies viel besser selbst regeln.» Ähnliches gelte auch für manche positive Wirkungen der anderen Abkommen. «Die Studien, auf die sich Economiesuisse bezieht, gehen von der – völlig realitätsfernen – Annahme aus, dass die Schweizer Politik keine Massnahmen ergreifen würde, um die negati-

ven Auswirkungen eines Wegfalls der Bilateralen I abzumildern», sagt Eichenberger.

Halten wir fest: Mehr als die Hälfte der 24 Milliarden entfällt auf die Personenfreizügigkeit, deren Wert, wie die Darlegungen Reiner Eichenbergers zeigen, ökonomisch umstritten ist und welche die Schweiz theoretisch auch einseitig, ohne Vertrag, fortführen könnte. Auf Anfrage sagt Economiesuisse-Chefökonom Rudolf Minsch, der Nutzen könne durch die Schweiz «teilweise» eigenständig hergestellt werden, aber «Schweizer Unternehmen könnten ihre Mitarbeiter nicht mehr einfach in den Niederlassungen im EU-Markt einsetzen». Zudem gäbe es «allenfalls Probleme bei Versicherungen, was die Arbeit in der Schweiz für Gutqualifizierte weniger attraktiv machen könnte».

Auch der zweite grosse Brocken von den 24 Milliarden – 7 Milliarden Franken beim Luftverkehrsabkommen – ist mit Vorsicht zu geniessen. In einer der beiden Studien, auf die sich Economiesuisse bezieht, steht geschrieben, es sei «nur schwer abschätzbar», welche Folgen dessen Wegfall hätte. Diese Studie (von Ecoplan) beziffert den Wert auf 440 Millionen Franken für das Jahr 2014. Die Studie von BAK Basel ermittelt dagegen aufsummierte Kosten eines Wegfalls dieses Abkommens von über 130 Milliarden Franken für den Zeitraum von 2018 bis 2030, über 10 Milliarden Franken pro Jahr. Diese höchst unterschiedlichen Stu-

dienergebnisse vermengt Economiesuisse zu 7 Milliarden.

Die Gretchenfrage beim Luftverkehrsabkommen lautet, wie viele Direktverbindungen ab Schweizer Flughäfen wie Genf und Zürich wegfallen würden. Das Abkommen gewährt europäischen Fluggesellschaften Überflug- und Landrechte in der Schweiz und umgekehrt. Im eher unwahrscheinlichen Fall, dass die EU der Schweizer Fluggesellschaft Swiss – einer Tochtergesellschaft der Deutschen Lufthansa – die Rechte entziehen würde, würde die Swiss empfindlich geschwächt. Die Schweiz könnte aber europäischen Fluggesellschaften einseitig Landrechte einräumen, wodurch die Anbindung an den internationalen Flugverkehr grösstenteils aufrechterhalten würde. Die tiefere Schätzung von Ecoplan ist daher vermutlich realistischer. Damit löste sich der Grossteil des von Economiesuisse postulierten Werts dieses Abkommens von 7 Milliarden Franken in Luft auf.

Nimmt man beim Luftverkehrsabkommen die Ecoplan-Schätzung von 440 Millionen Franken, dann verbleiben daneben noch 2 Milliarden Franken bei den technischen Handelshemmnissen, 500 Millionen Franken beim Landverkehrsabkommen und 100 Millionen Franken beim Landwirtschaftsabkommen. Auch diese Zahlen beruhen teilweise auf Annahmen, aus denen sich ein eher zu hoher Wert ergibt. Es lässt sich aber festhalten, dass – realistisch gerechnet – die 24 Milliarden Franken von Economiesuisse leicht auf 3 oder 4 Milliarden Franken zusammenschrumpfen würden.

Belastung durch Zuwanderung

Diesem Nutzen der Bilateralen stehen auch Kosten gegenüber, die der Schweiz vor allem durch die Personenfreizügigkeit entstehen. Direkt messbar sind namentlich die Kosten im Sozialbereich. So sind die Zuwanderer im Schnitt älter als der Schweizer Durchschnitt, was langfristig die AHV belastet. Weiter zwingt das Abkommen die Schweiz dazu, Familienzulagen für im Ausland lebende Kinder von Grenzgängern und EU-Zuwanderern in voller Höhe zu überweisen. Dadurch entstehen jährlich Kosten von rund 600 Millionen Franken. Weiter kostet die Kontrollbürokratie zur Durchsetzung der Lohngleichheit rund 300 Millionen Franken pro Jahr.

Indirekte Kosten, die schwer messbar sind, fallen in den Bereichen Regulierung und Infrastruktur an. Die Bilateralen zwingen die Schweiz, vielerorts teure EU-Regulierung zu übernehmen. Zudem sind seit Beginn der Personenfreizügigkeit netto weit über eine halbe Million Menschen aus der EU in die Schweiz eingewandert. Der öffentliche Verkehr und das Strassennetz sind teilweise an der Belastungsgrenze, es müssen neue Gefängnisse, Strassen, Züge, Schulen, Spitäler et cetera gebaut oder angeschafft werden. Die Rechnung hierfür bezahlt vor allem der einheimische Steuerzahler. ○

Brexit

Abstieg in die Provinzliga

Nach dem EU-Austritt hätte die Schweiz die Chance, mit Grossbritannien ein Forschungsabkommen abzuschliessen. Die Schweizer Forscher geben sich merkwürdig desinteressiert.

Kein Bild wird im Zusammenhang mit dem EU-Forschungsprogramm «Horizon 2020» öfter bemüht als jenes der Champions League. In der Debatte um das Rahmenabkommen ist der Anschluss an den europäischen Wettbewerb um die besten Köpfe wieder in aller Munde. Matthias Leuenberger, Präsident von Science Industries, schrieb vergangenen Oktober in der NZZ, es sei für «unserer Forschenden» ähnlich bedeutend, «mit den besten Partnern aus Europa an gemeinsamen Projekten arbeiten» zu können, «wie für einen Schweizer Fussballklub, in der Champions League mitspielen zu können». Auch Matthias Egger, Forschungsratspräsident des Schweizerischen Nationalfonds, zitiert die Champions League gerne und häufig.

Die Analogie ist mittlerweile eigentlich etwas abgedroschen. Bereits als die Schweiz 2016 aufgrund der schleppenden Einführung der Personenfreizügigkeit mit Kroatien nicht voll an den EU-Forschungsprogrammen teilnehmen durfte, forderte der damalige Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP): «Wir müssen in der Champions League der Wissenschaft mitspielen.» Und sein Bildungsstaatssekretär Mauro dell'Ambrogio sekundierte: «Stellen Sie sich vor, der FC Basel darf nicht mehr an der Champions League teilnehmen. Dann wird er seine besten Spieler verlieren. Diese Gefahr droht auch uns.»

Britische Hoffnungen

Jetzt bietet sich der Schweiz offenbar eine Chance auf ein Forschungsabkommen mit Grossbritannien. Wie die NZZ am Sonntag schreibt, planen die Briten – um die unvermeidliche Metapher noch einmal zu verwenden –, «eine weltweite Champions League der besten Universitäten». Dafür wollen sie unter anderem einen Fonds aufsetzen, um «weltweite Kooperationen zu fördern». Der Schweiz wird dabei sogar – eine ganz neue Erfahrung! – der rote Teppich ausgerollt. Das britische Bildungsdepartement lässt sich zitieren: «Wir wünschen, dass diese enge Zusammenarbeit weiterbesteht.»

Die Schweizer Forscher reagieren auf die Charmeoffensive aus Oxford und Cambridge allerdings äusserst unterkühlt. «Aus Sicht von Wirtschaft und Forschung gibt es wohl keine Alternative zum Rahmenabkommen», gibt ETH-Rats-Präsident Fritz Schiesser die Marschrichtung vor. Und Antonio Loprieno, Präsident der Akademien der Wissenschaften, findet, die Wissenschaft müsse «mit kompakter Stimme sprechen» und «sich vorbehaltlos für das Rahmenabkommen einsetzen». Auch Nationalfonds-Mann Egger betont das alte Stereotyp, nach dem die Schweiz ohne Beteiligung an «Horizon» für viele Forscher nicht mehr attraktiv wäre.



Forschungsratspräsident Egger.

«Oxbridge» an der Spitze

Betrachten wir die Fakten: In den renommierten «Times World University Rankings 2019» belegen die britischen Traditions-Universitäten Oxford und Cambridge die Plätze 1 und 2. In den Top Ten figuriert mit dem Imperial College London eine weitere britische Uni. Auf Platz 11 befindet sich die ETH Zürich, die restlichen Spitzenplätze gehen an amerikanische Einrichtungen. Als erste Universität aus der neuen

EU (ohne Grossbritannien) taucht die Ludwig-Maximilians-Universität München auf Platz 32 auf. Auch nach der eigenen Arithmetik von «Horizon» sind die Briten die Erfolgreichsten. Sie steuern, knapp vor Deutschland, die meisten Forschungsprojekte zu «Horizon 2020» bei.

Ein internationaler akademischer Spitzenverbund ohne Grossbritannien ist also nur schwer vorstellbar. Und doch schickt sich die Europäische Union an, Grossbritannien (wie die Schweiz) in ihrem «Horizon»-Programm zurückzustufen. Mit dem Wegfall der Briten fiel die europäische Forschung auf Regionalliga-Niveau zurück. Dass die Schweizer Forscher sich dennoch zieren, mit Grossbritannien eine engere Zusammenarbeit zu suchen, wirft unangenehme Fragen auf: War am Ende das ganze Gerede von der Spitzenliga hohl? Will die Schweizer Wissenschaft sich doch lieber mit dem europäischen Mittelmass als mit der britischen Spitzenklasse messen? Florian Schwab



«Wir beurteilen die Leute in Sekundenbruchteilen»: Parlamentarier Aebischer, Rickli, Amstutz (v. l.).

Der Adonis-Faktor

Wer attraktiv ist, hat es leichter im Leben – auch als Kandidat bei den Nationalratswahlen. Das ist zwar ungerecht, hat aber auch sein Gutes.

Von Katharina Fontana

In den nächsten Monaten kommt es zum grossen Buhlen. Hunderte von unbekanntem Frauen und Männern werden uns auf Wahlplakaten zulächeln, uns aus der Zeitung entgegenblicken und sich auf Flyern präsentieren, die wir täglich aus dem Briefkasten fischen. Im Oktober finden die eidgenössischen Wahlen statt, und an Interessenten für einen Platz im Parlament fehlt es nicht. Im Herbst 2015, als zum letzten Mal gewählt wurde, traten rund 3800 Kandidaten und Kandidatinnen an. Die Frage aller Fragen ist nur, wie man bei derart grosser Konkurrenz die Aufmerksamkeit der Bevölkerung gewinnt, die meist anderes zu tun hat, als sich um Wahlen und Bewerber zu kümmern.

Wenn man den Kandidatinnen und Kandidaten einen Ratschlag geben möchte, dann

diesen: Sie sollten in einen geschickten Fotografen investieren, sich ins beste Licht rücken lassen, ihr Foto ungeniert retuschieren, sich aufhübschen. Denn den Schönen gehört die Welt, und das gilt auch in der Politik. Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Studien, laut denen das Aussehen von Politikern eine massgebende Rolle spielt und ein attraktives Erscheinungsbild die Wahlchancen substantiell erhöht. Politologische und soziologische Untersuchungen kommen klar zum Schluss, dass es für Politiker eine Art Schönheitsprämie gibt. Die Schönheit liegt dabei nicht allein im Auge des Betrachters; das Schönheitsempfinden ist lange nicht so individuell, wie man gerne meint. Vielmehr gibt es als ideal beurteilte Gesichtszüge, die Menschen in allen Kulturen faszinieren. So be-

steht eine erstaunlich hohe Übereinstimmung darin, dass symmetrische Gesichter als attraktiv gelten und bei Frauen das kindliche Schema, bei Männern ein kräftiger Unterkiefer bevorzugt wird. Merkmale, die auf Krankheit oder Schwäche schliessen lassen, sind dage-

Kandidaten sollten sich ins beste Licht rücken, ihr Foto ungeniert retuschieren, sich aufhübschen.

gen eigentliche Ablöscher. Wer mit Schönheit gesegnet ist oder dem Ideal zumindest nahekommt, hat es in der Regel besser im Leben und wird im Alltag bevorzugt: in der Schule, an der Uni, bei Stellenbewerbungen. Attraktive haben mehr Erfolg auf dem Arbeitsmarkt



zende Rolle spielen. In der hiesigen Wissenschaft scheint man das Thema zwar als Schönewetterforschung abzutun, Studien sind dünn gesät. Anhaltspunkte liefert eine Untersuchung des Lausanner Politologieprofessors Georg Lutz aus dem Jahr 2009, die, bezogen auf die Wahlen 2007, einen bedeutenden Einfluss der physischen Attraktivität auf den Wahlerfolg feststellte. Die Versuchsanlage sah wie folgt aus: Lutz präsentierte einer Gruppe von 25 Personen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft die rund 750 Fotos der Kandidaten und Kandidatinnen aus den Kantonen Aargau, Bern, Luzern und Zürich – alles Kantone, in denen Wahlbroschüren mit den Fotos der Bewerber nach Hause geschickt werden. Auf der Basis der Fotos, die sie zügig durchklicken mussten, bewerteten die befragten Personen die Attraktivität und die Kompetenz der einzelnen Kandidaten. Das Ergebnis wurde mit dem tatsächlichen Wahlergebnis verglichen, wobei Lutz nur jene Wahlzettel in die Auswertung beizog, die vom Wähler konkret geändert worden waren. Dabei zeigte sich, dass als attraktiv bewertete Kandidaten deutlich mehr Präferenzstimmen erhalten hatten als ihre weniger anziehenden Konkurrenten. Und zwar über die Geschlechtergrenzen hinweg: Gutes Aussehen war nicht nur ein Erfolgsfaktor bei Frauen, sondern auch bei Männern. Weiter stellte sich heraus, dass die Attraktivität für den Wahlerfolg eine deutlich wichtigere Rolle spielte als die Kompetenz, die einem Kandidaten oder einer Kandidatin zugeschrieben wurde.

Schönheit allein reicht nicht

«Wir beurteilen die Leute in Sekundenbruchteilen, analysieren ihre Gesichtsmerkmale, greifen auf Stereotype zurück. Das ist eine Art Überlebensmechanismus, damit wir Entscheidungen treffen können», sagt Lutz. Dennoch sei es nicht so, dass schöne Augen allein den Ausschlag geben würden. In erster Linie zähle immer noch die politische Ausrichtung der Kandidaten. «Bei der Wahl kommen verschiedene Filter zum Einsatz, zualtererst die Ideologie: Wer bürgerlich wählt, schaut sich die Listen der bürgerlichen Parteien an, nach links orientierte Personen jene



«Blicke wandern»: Professor Lutz.

der linken Parteien», so Lutz. Die grösste Konkurrenz für die Kandidaten bestehe nicht unter den Parteien, sondern innerhalb derselben Partei. Den Wählerinnen und Wählern fehlten häufig aussagekräftige Informationen zu den Personen; sich ein differenziertes Bild zu machen, sei schwierig. «Das Wahlmaterial zu den einzelnen Kandidaten beschränkt sich meist auf ein Bild und einige Angaben zu Person, Familie und Hobbys, zu Beruf und politischer Erfahrung. Dabei ziehen die Bilder die meiste Aufmerksamkeit auf sich, und die Blicke wandern wie von selbst zu den Attraktiven.»

Nun geht die Demokratie davon aus, dass Wähler sich vernünftig verhalten und fähig sind, kompetente Vertreter zu ernennen. Wenn am Schluss das bezauberndste Lächeln

Die physische Attraktivität ist die zweitwichtigste Eigenschaft der Kandidaten.

auf einem Wahlprospekt darüber entscheidet, welcher der antretenden Parteivertreter die nächsten vier Jahre in Bundesbern sitzt, dürfte manch einer Platon und dessen Demokratiekritik recht geben. Doch so schlimm ist es nicht, beruhigt Lutz. «Selbstverständlich ist die Schönheit nicht das einzige Kriterium. Wer nur schön ist und sonst nichts zu bieten hat, wird nicht gewählt. Handkehrum können sich auch Kandidaten, die wenig attraktiv sind, Chancen ausrechnen.» Denn es gebe Kriterien, die wichtiger seien als ein hübsches Gesicht: Wer gut vernetzt sei, Geld für die Kampagne zur Hand habe oder bereits öffentlichkeitswirksame Mandate besitze, müsse keine Schönheit sein, um gewählt zu werden. Den grössten Startvorteil haben laut Lutz ohnehin jene, die bereits im Parlament sitzen und die man kennt. «Dass ein Parlamentarier nicht mehr gewählt wird, kommt sehr selten vor, fast immer können die Amtierenden vom Bisherigenbonus profitieren.» Doch bei unbekanntenen Personen – und die meisten für den Nationalrat antretenden Kandidaten sind für die Wähler eben unbekannt, man weiss nicht, wen man auf dem Wahlzettel vor sich hat – spiele die Attraktivität eine signifikante Rolle.

Dass der Adonis-Faktor vor allem dann durchschlägt, wenn man wenig Informationen über die Kandidaten hat, wurde auch in ausländischen Studien nachgewiesen. Der von Kritikern gerne vorgebrachte Einwand, dass Donald Trump der beste Beweis sei, dass die physische Attraktivität bei Wahlen keine Rolle spiele, ist also nicht überzeugend (ganz abgesehen davon, dass man mit blendend aussehenden Politikern wie John F. Kennedy, Barack Obama oder Justin Trudeau kontern könnte). Über die Person Trump herrschte

und verdienen mehr, wie Forscher festgestellt haben. Auch wenn es ums Heiraten geht, haben es schöne Menschen leichter als weniger schöne. Sogar Angeklagte vor Gericht, die ein anziehendes Äusseres haben, dürfen grundsätzlich auf mildere Strafen hoffen – so blind ist Justitia offenbar nicht.

Es ist also nicht erstaunlich, dass das gute Aussehen auch in der Politik Gewicht hat. Und zwar immer mehr, wenn man dem deutschen Soziologen Ulrich Rosar glaubt, der sich schon seit vielen Jahren mit den Attraktivitätswerten der Bundestagskandidaten beschäftigt. In einer im vergangenen Jahr publizierten Studie wies er einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Aussehen und dem Wahlerfolg bei der Bundestagswahl 2017 nach. Die physische Attraktivität sei die zweitwichtigste Personeneigenschaft der Kandidaten, lediglich der Bekanntheitsgrad der Spitzenpolitiker zeige einen noch grösseren Einfluss, so die Erkenntnis. Von den prominenten Spitzenkandidaten wurde die Linke Sahra Wagenknecht als die attraktivste Frau bezeichnet, bei den Männern stand Christian Lindner von der FDP an der Spitze.

Auch in der Schweizer Politik dürfte der Schönheitsfaktor eine nicht zu unterschät-

bekanntlich kein Mangel an Informationen, im Gegenteil: Die Wähler wussten genau, wen sie ins Weisse Haus schickten – das wenig ansprechende Äussere des Präsidentschaftsanwärters dürfte da keine Rolle gespielt haben.

Zu erwähnen sind noch weitere Faktoren, die einem gutaussehenden Kandidaten in die Hände spielen können. Schönen Menschen werden nämlich tendenziell besonders positive Eigenschaften zugeschrieben, sie werden als sehr intelligent und führungsstark wahrgenommen und als Folge davon in den Medien möglicherweise besser dargestellt als ihre weniger attraktiven Mitbewerber. Zudem können ein gutes Aussehen und die Aufmerksamkeit, die einem zuteilwird, das Selbstbewusstsein steigern und ein selbstsicheres Auftreten fördern, was einem Kandidaten, einer Kandidatin indirekt zum Vorteil gereicht.

Hübscher als früher

Skeptiker mögen einwenden, ein einziger Blick ins eidgenössische Parlament zeige, dass sich die These vom Schönheitspreis für Politiker hierzulande nicht halten lasse und die Realität die Theorie widerlege. Wirklich? Natürlich sind in den Räten nicht nur eigentliche Beautys zu finden – wie beispielsweise Matthias Aebischer oder Adrian Amstutz, Natalie Rickli, Isabelle Moret oder Pascale Bruderer, die bei Parlamentarier-Schönheitsrankings fast immer an der Spitze stehen. Jedem einigermaßen interessierten Bürger werden mühelos einige oder mehrere Parlamentarier einfallen, die bestenfalls als durchschnittlich ansehnlich gelten können.

Und doch haben Schweizer Politiker und Parteien heute ein stärkeres Bewusstsein dafür, dass viel von einem netten Erscheinungsbild abhängt. Schaut man sich an, wie das politische Personal in dieser Legislatur ausschaut und wie die Volksvertreter noch vor zwanzig, dreissig Jahren daherkamen, kann man durchaus eine ästhetische Verbesserung feststellen. Und zwar bei beiden Geschlechtern, links wie rechts. Bevorzugten beispielsweise linksbewegte Frauen früher rotgefärbte Haare, Kurzhaarschnitt und selbstgestrickte Pullover, fallen heute etliche Politikerinnen links der Mitte durch ihr schickes Aussehen auf. Bei den Männern ist der früher verbreitete behäbige Typus, der beim Aufstehen immer zuerst die Hosen hochziehen musste, zum Auslaufmodell geworden. Heute präsentieren sich die Politiker mehrheitlich sportlich und schlank, die Zähne sind weiss, die Anzüge sitzen. Die Qualität der politischen Arbeit mag in den letzten Jahrzehnten nicht besser geworden sein; man kann sich übers Parlament noch genauso oft ärgern wie früher. Doch punkto Erscheinung machen die Volksvertreter heute eine bessere Figur. Und das hat für das Publikum auch sein Gutes. ○

Ethik der Ästhetik

Es gibt schöne Menschen, und es gibt hässliche Menschen. Gemein ist die Natur vor allem gegenüber jenen, die weder das eine noch das andere sind. Von Michael Bahnerth

Beginnen wir dort, wo Schönheit und Politik eine Sternstunde hatten, bei Kleopatra, der Letzten ihrer Art, Herrscherin über Ägypten, Königin und Pharaonin vor 2000 Jahren. Stellen wir uns vor, Kleopatra wäre keine schöne Frau gewesen, nicht von gazellenhaftem Wuchs, hätte nicht diese formvollendete Nase gehabt, die aussieht, als wäre sie einst extra für sie der grossen Sphinx von Giseh entwendet worden, und Lippen so fruchtbar-üppig wie ein lüstern plätschernder Nil. Stellen wir uns vor, Kleopatra hätte bei gleichem Geist, demselben Charakter, derselben Launenhaftigkeit und derselben Durchtriebenheit ausgesehen wie eine nubische Mama von sieben Kindern aus einem Dorf in einem vergessenen Zipfel der Wüste oder wie Micheline Calmy-Rey bei ihrer Visite im Kosovo; es wäre ihr nicht gelungen, zuerst Julius Cäsar und danach Marcus Antonius so den Verstand zu rauben, dass diese mächtigsten und unzuverlässigsten Feldherren ihrer Zeit unverzüglich kapitulierten und es als grossartigen Sieg betrachteten, wenn es ihnen gelang, Kleopatra einen Wunsch von ihren Lippen abzulesen.

Im Grunde ist das nicht nur der Anfang der Geschichte von Schönheit und Politik, sondern auch fast schon ihr Ende. Es gibt, etwa hundert Welten später, kaum noch Politikerinnen, die wie Königinnen sind und wirklich alles, was ihnen gegeben ist, einsetzen, um

Vom Wesen her ist die schönste Frau im Schweizer Parlament paradoxerweise ein Mann.

ihren Trieb nach Macht und Geltung zu stillen. Man kann das natürlich als zivilisatorischen Fortschritt betrachten, als eine weitere Verfeinerung im Prozess der Menschwerdung, als eine Art gesellschaftsbedingte Demilitarisierung der wuchtigsten Waffen der Frau; anstelle von echten nur noch Platzpatronen. Man kann es bedauern, und wahrscheinlich tun das nicht wenige Männer, weil Platzpatronen sind wie alkoholfreies Bier: okay zwar, aber eine Notlösung.

Es gibt diese Rankings à la «Die zehn schönsten Politikerinnen der Schweiz», und es sind dieser Tage immer dieselben Gesichter in dieser Rangliste; Rickli, Bruderer, Markwalder, Amaudruz, Pieren und so weiter. Die Damen sind, weil attraktiver als der landesweite Durchschnitt, natürlich auch werbewirksame Gesichter ihrer Partei, und wenn wir nicht in

Zeiten leben würden, die wegen Gleichberechtigung, Emanzipation und was sonst allem noch der verordneten Geschlechtslosigkeit zustreben würden, wären sie auch deren erotisches Alibi. Es geht bei diesen Rankings ausschliesslich um die äusseren Werte.

Von den inneren Werten, vom Wesen her die schönste Frau im Schweizer Parlament ist paradoxerweise ein Mann; Cédric Wermuth. Ich vermute, das Blähen der Segel seiner weiblichen Seiten im Winde der gegenwärtigen Geschlechterstürme hat in einem fundamentalen Sinne auch mit der Mechanik der Evolution zu tun, die darum bemüht ist, sich stets um ein Gleichgewicht herum einzupendeln. Sie, die Evolution, hat ihn geschaffen, um die Zunahme von als männlich geltenden Eigenschaften wie etwa Kompromisslosigkeit und narzisstischem «Après moi le déluge»-Denken bei Frauen auszugleichen. Vielleicht ist dies auch der Gordische Knoten, der die Schönheit der Emanzipation einengt; dass Frauen das Gefühl haben, etwas mehr wie Männer werden zu müssen, um eine Welt der Frauen zu schaffen. Und Männer in dieser Bise denken, mehr sein zu müssen als Frauen, um von den Frauen gemocht zu werden.

Im Dunstkreis des Weder-noch

Es ist unnötig, zu erläutern, dass es schöne Menschen auf dieser Welt einfacher haben als die Unschönen, auch wenn der Fluch der Schönheit sein mag, dass sie stets bleibt und auf das reduziert ist, was sie ist: schön. Es ist dennoch von Vorteil, schön zu sein oder aber auch wirklich hässlich, weil das Hässliche dieselbe Wurzel der Faszination hat wie das Schöne, nur mit einem pathologischen Hintergrund. Die Welt braucht die Hässlichen ebenso sehr wie die Schönen, weil einmal das eine ohne das andere nicht existieren kann, und dann ist es ein Trost für all jene, die im Dunstkreis des Weder-noch dümpeln, weil sie beim Anblick von Hässlichen sich selbst etwas schöner finden können, was wiederum den kleinen Neid kompensiert, wenn sie sich mit einem Schöneren konfrontiert sehen.

Das alles hat nichts zu tun mit der Schönheit von Gedanken, derjenigen eines Charakters oder einer inneren Haltung. Es geht hier nur um Physiognomie, also die Sichtbarkeit einer Oberfläche. Das Gesicht, die Figur auch, ist der erste Wahrnehmungskontakt eines anderen. Ein schönes Gesicht setzt sich fest, ein hässliches auch, und nur die Durchschnittsgesichter



Unermessliche Macht: Herrscherin Kleopatra.

verflüchtigen sich schneller, als die Welt sich dreht. Dieses Speicherverhalten mag daran liegen, dass wir schon in der Antike begonnen haben, dem Ästhetischen einen ethischen Wert zuzuschreiben. Schön gleich gut, heisst die Kurzformel, der wissenschaftliche Begriff dafür lautet «Attraktivitätsstereotyp». Es bedeutet nichts anderes, als dass die Wahrnehmungstendenz einer Gesellschaft die nach gängiger Mode als schön Geltenden bevorzugt; ein schönes Kind bekommt bessere Noten, schöne Er-

wachsene kommen vor Gericht besser weg, schöne Politiker kommen schneller ins Parlament oder mit weniger Substanz durchs Leben. Das ist unter Frauen genau so wie unter Männern. Ein Beispiel ist die TV-Debatte zwischen John F. Kennedy und Richard Nixon. Kennedy hatte nicht die besseren Argumente, aber er sah besser aus, und er schwitzte nicht. Die Bevorzugung der Schönen ist vor einem universellen Hintergrund natürlich ungerecht, aber nicht zu ändern. Sie ist menschlich. Wir machen ja

auch lieber Ferien an schönen Orten. Gerechtigkeit gäbe es diesbezüglich nur, wenn zwei schöne oder zwei hässliche Menschen gegeneinander antreten würden. Aber weil die Schönen und Hässlichen dieser Welt vielleicht nur zehn Prozent ausmachen und der Rest Durchschnitt ist, halten sich die Auswirkungen der Selektion nach Schönheit in Grenzen.

Der Unterschied von Männern und Frauen in der Gewichtung der Attraktivität – man mag das hören oder nicht – liegt, immer noch, darin, dass Männer sich viel mehr von visuellen Kriterien, also Augen, Mund, Busen, Po

... und das ist auch der Grund, weshalb Frauen in der Regel klüger sind als Männer.

und Beine, leiten lassen und Frauen eher bereit sind, zulasten der Attraktivität etwa dem sozialen Status des Mannes und seinen Charaktereigenschaften den Vorzug zu geben.

Dieses geschlechtsspezifische Verhalten erklärt auch, weshalb man immer wieder mal schöne Frauen mit hässlichen Männern sieht, aber viel seltener hässliche Frauen mit schönen Männern. Und es ist eine bittere Wahrheit in Zeiten, in denen man eine nicht nur wirtschaftliche und gesellschaftliche, sondern eine absolute Gleichstellung der Geschlechter den Prinzipien der Evolution entgegenstellen möchte. Genauso gut kann man versuchen, die Erdrotation umzukehren.

Benzin der Fortpflanzung

In der Evolutionstheorie unterscheidet man grob drei Selektionstypen, einer davon, nebst dem natürlichen und dem künstlichen, ist der sexuelle. Er ist vielleicht der urwüchsigste, weil er das Benzin der Fortpflanzung ist. Und weil bei Männern mit ihrem doch relativ simplen Strickmuster die visuelle Wahrnehmung dominiert, liegt für schöne Frauen hier ein unermesslicher Vorteil. Männer checken Frauen evolutionsbedingt stets auf die Möglichkeit einer unmittelbaren Fortpflanzung ab. Die Schönen sind natürlich begehrt, und die Frauen wissen, was sie da in den Händen halten; eine unermessliche Macht über den Mann. Hinzu kommt, dass, wenn sich beim Mann unten was regt, oben in aller Regel so was wie ein Hirntod ist. Umgekehrt scheint das nicht zwingend so zu sein, und das ist auch der Grund, weshalb Frauen in der Regel klüger sind als Männer. Erst wenn sich herausstellt, dass die Schönheit nur eine Hülle ist, hinter der sich entweder gähnende Leere befindet oder etwa ein unpassierbares Dickicht von Neurosen, wird die Schönheit von einem begehrenswerten Objekt zu etwas, bei dem man zugunsten des Gesamtpaketes Abstriche machen kann. Aber erst dann. Bis dann sind die Schönen immer im Vorteil. ○



«Einfache Entledigung eines Problems»: gefangene IS-Kämpfer bei Baghouz, Nordsyrien, 22. Februar 2019.

Darf man Terroristen ausbürgern?

Grossbritannien entzieht einer prominenten IS-Kämpferin die Staatsbürgerschaft. Justizministerin Karin Keller-Sutter will keine Dschihadisten zurücknehmen. Lässt sich das Dschihadisten-Problem nach britischem Vorbild lösen? Fachleute sind skeptisch. *Von Roman Zeller*

Donald Trump will, dass Europa über 800 von den USA gefangen gehaltene IS-Kämpfer zurücknimmt und verurteilt. Diese Botschaft verbreitete der amerikanische Präsident auf Twitter. Es sei höchste Zeit, dass andere in die Bresche sprängen und ihren Job machten. Denn die Amerikaner «machen und bezahlen so viel»; die Europäer seien zu Gegenleistungen verpflichtet. Trump mahnte: «Ich sehe mich sonst gezwungen, sie [die IS-Kämpfer] freizulassen.»

Auch die Schweiz ist angesprochen: Der Nachrichtendienst des Bundes schreibt in einer Stellungnahme von rund zwanzig dschihadistisch motivierten Reisenden (Männer, Frauen, teils mit Kindern), die sich im syrisch-irakischen Konfliktgebiet aufhielten und Schweizer Staatsbürger seien, ein Teil davon Doppelbürger. Wie viele Schweizer die von den USA unterstützte kurdische Miliz inhaftiert habe, werde nicht kommuniziert.

Die neue Justizministerin Karin Keller-Sutter hat kein Gehör für Trumps Worte: In einem Interview mit Radio RTS sprach sie sich gegen die Rückführung von IS-Kämpfern aus. Die Sicherheit der Schweizer Bürger würde dadurch gefährdet. «Ich ziehe es vor, wenn diesen Leuten vor Ort der Prozess gemacht wird.»

Mit dieser Einstellung schliesst sich Keller-Sutter dem europäischen Tenor an. Deutsch-

lands Innenminister Heiko Maas hält die Forderung für «ausserordentlich schwierig zu realisieren», und Dänemark will sich einigen der «gefährlichsten Menschen der Welt» nicht annehmen, wie Michael Aastrup Jensen, der aussenpolitische Sprecher von Ministerpräsident Lars Løkke Rasmussen, erklärte. Einzig Frankreich kündigte bereits im Januar an, 130 IS-Kämpfer zurückzuholen.



Shamima Begum.

In Grossbritannien sorgt der Fall der 19-jährigen Shamima Begum für Aufregung. Der britische Innenminister Sajid Javid will der britisch-bangladeschischen Doppelbürgerin, die sich dem Islamischen Staat angeschlossen hatte, das Bürgerrecht entziehen. Die Frage stellt sich, ob es auch in der Schweiz zu Ausbürgerungen kommen könnte.

«Grundsätzlich schon, solange keine Staatenlosigkeit entsteht», sagt Daniel Bach, Kommunikationschef des Staatssekretariats für Migration (SEM), und verweist auf Artikel 42 im Bürgerrechtsgesetz. Einem «Doppelbürger» kann das Schweizer Bürgerrecht entzogen werden, wenn sein «Verhalten den Interessen oder dem Ansehen der Schweiz erheblich nachteilig» ist. Ein Bürgerrechtsentzug sei aber in den letzten Jahren nie ergangen, sagt Bach. Ein Verfahren sei sistiert worden, eines laufe, und in wenigen Fällen werde die Ausbürgerung geprüft. Zu den

Fällen darf Bach keine weiteren Angaben machen.

«Unschweizerische Gesinnung»

«Ausbürgerungen? Das war nicht immer möglich», sagt Daniel Moeckli, Staatsrechtsprofessor an der Universität Zürich. In der Bundesverfassung von 1848 wie auch von 1874 stand geschrieben, dass kein Kanton «einen Bürger des Bürgerrechts verlustig erklären» dürfe. Erst während des Zweiten Weltkriegs habe sich die Praxis geändert, so Moeckli. In den dreissiger Jahren war es nicht nur das diktatorische Deutschland, das «die Aberkennung der [...] Staatsangehörigkeit» festschrieb. Auch Italien und die USA kannten Ausbürgerungen. In der Schweiz schuf der Bundesrat im Vollmachtenregime 1940 die rechtliche Grundlage für den Bürgerrechtsentzug mittels Sondergesetzgebung. Fortan bestand die Möglichkeit, Doppelbürger mit einer «unschweizerischen Gesinnung» oder einem Verhalten, das «dem Ansehen oder den Interessen der Schweiz erheblich nachteilig» war, auszubürgern.

Zwischen 1940 und 1947 kam es zu 23 Ausbürgerungen, wie Nicole Schwalbach in ihrer Dissertation «Die politische Aberkennung des Bürgerrechts» darlegt, hauptsächlich wegen nationalsozialistisch orientierter Handlungen gegen die Schweiz. Beispielhaft wurde am 7. Mai 1941 H. K., einem gebürtigen Deutschen, die Schweizer Staatsbürgerschaft entzogen. H. K. habe sich 1940 der Nationalen Bewegung der Schweiz, einer hierzulande verbotenen na-

tionalsozialistischen Organisation, abgeschlossen. In der Folge wurde 1952 die Ausbürgerungsregelung im Bürgerrechtsgesetz übernommen, «ohne Bedenken» bei Doppelbürgern, wie es in der Botschaft heisst. Stehen wir wegen der IS-Kämpfer, die man hier nicht haben will, nun vor einer Wiedergeburt der Ausbürgerung?

Ausbürgerungswetlauf

Staatsrechtler Moeckli geht nicht davon aus, dass die Ausbürgerungen dramatisch zunehmen werden: «Das SEM wird sich wohl mit einer Handvoll Fälle befassen.» Und doch sei gerade mit Blick auf die Dschihadisten die Verordnung über das Schweizer Bürgerrecht im Jahr 2016 verabschiedet worden. Die Bürgerrechtsverordnung ermöglicht es, Straftäter auszubürgern, die ein schweres Verbrechen im Rahmen von terroristischen Aktivitäten oder gewalttätigem Extremismus begangen haben und entsprechend verurteilt worden sind. «Die Schweiz kann sogar IS-Kämpfer ohne Urteil ausbürgern, wenn sie sich in einem Staat befinden, in dem kein Verfahren möglich ist. Das könnte in Syrien oder im Irak der Fall sein», so Moeckli.

Ausbürgerungen sind nach Auffassung von Moeckli zwar eine «einfache Entledigung eines Problems», denn ohne Schweizer Pass sei eine Rückkehr unwahrscheinlich. Der Ruf nach Ausbürgerung komme reflexartig, wenn es sich um Doppelbürger mit terroristischem Hintergrund handle. Moeckli hält es aber für bedenklich, dass zusätzlich zum Sieg der Kurden über den IS erwartet werde, dass rechtsstaatlich korrekte und aufwendige Strafverfahren gegen IS-Kämpfer durchgeführt werden. «Das geht nicht auf.» Zwar sei die Schweiz nicht wie andere Länder im grossen Stil betroffen. Die Abwehr der europäischen Staaten zeige aber, dass sich ein Ausbürgerungswetlauf ergeben könnte: «Wer schneller entzieht, entgeht dem Problem.»

Wohin mit den schwarzen Schafen?

Trump hat mit seiner Forderung einen Nerv getroffen. Auch in der Schweiz, wo die Gelegenheit noch zu reden geben dürfte. Tatsächlich ist die Lösung des Problems nicht einfach. IS-Kämpfer mit doppeltem Bürgerrecht auszubürgern, wäre nach der Bürgerrechtsverordnung zwar angebracht. Klar ist aber, dass das Problem damit einfach auf andere Staaten abgeschoben würde.

Und was passiert mit jenen Dschihadisten, die einzig das Schweizer Bürgerrecht besitzen? Sie in Syrien zu lassen, wäre fragwürdig – dass sie dort einen fairen Prozess erwarten dürften, ist keineswegs sicher. Auch kann man es als scheinheilig ansehen, wenn die Schweiz kriminelle Ausländer in deren Herkunftsländer ausschafft, von ihren eigenen schwarzen Schafen aber nichts mehr wissen will. ○

Wirtschaft

Geschenk von oben

Der Klimawandel bietet Behörden neue Eingriffsmöglichkeiten. Sozialistische Politiker und NGOs sind begeistert.

Von *Silvio Borner*

Die politische und die mediale Welt scheint besonders in der reichen Schweiz von einer Klimahysterie beherrscht zu werden. Wie konnte es so weit kommen? Ausschliessen können wir eine Spontanbewegung von unten, haben doch die Jugendlichen den langen Sommer sehr genossen. Wenn sie nun im Winter gegen die Erwärmung protestieren, beruht das primär auf dem «Stupsen» von grün-roten Lehrern, Jungsozialisten und NGOs. Wahltaktisch geschickt hat der Basler Grosse Rat zudem zur Freude der Jugendlichen auf der Tribüne über Klimanotstand und Klimanotfall debattiert. Und aus Schulklassen tönt es: Maturareise per Bahn statt per Flugzeug.

Der Druck kommt von oben, und zwar von ganz oben, nämlich von der Uno, die seit Jahren den grossen Herausforderungen für die Zukunft der Weltbevölkerung hilf- und tatenlos gegenübersteht. Seien es Kriege, Machtkämpfe, Terror, Unterdrückung, Verfolgung, Korruption – Erfolge fehlen. Das gilt auch mit Blick auf die Bevölkerungsexplosion. Die Anzahl Füsse ist mindestens so wichtig wie der Fussabdruck. Da kommt der Klimawandel wie gerufen. Er ist ein echt globales Phänomen und eine erstklassige Gelegenheit für die Uno, sich weiter in Richtung Weltregierung vorzuarbeiten.

Jetzt kann man das sündhafte Atmosphärengift CO₂ vor alle anderen Krisen, von Armut bis Krieg, setzen. CO₂ ist wie die radioaktive Strahlung weder sichtbar noch riechbar und eignet sich bestens als Sündenbock für quasireligiöse Kampagnen. Das Höllen-Desaster liegt nicht im Jenseits, sondern im Diesseits des nächsten Jahrhunderts. Das Ziel, die Erwärmung auf 1,5 Grad Celsius zu begrenzen, kann nämlich erst im 22. Jahrhundert erreicht werden – oder eben nicht. Die Rettung des Planeten, bezogen auf eine, politisch betrachtet, sehr ferne Zukunft, verleitet zu Jahrhundertfehlern.

Jahrhundertchance

Das völlig unverbindliche und wirkungslose Pariser Abkommen wird so zum irdischen Wunder erklärt, das der Uno eine Art Weltherrschaft und den nationalen Regierungen Vollzugsgewalt verspricht. Dabei könnte man das viel nüchterner sehen. Sollte die Temperatur tatsächlich empfindlich steigen, kämen unvergleichlich billigere Methoden zur Klimasteuerung in Betracht, beispielsweise künstlich erzeugte Wolken. Jetzt einen Klimanotstand für das 21. Jahrhundert auszurufen und die Welt in ein Energiedesaster zu stürzen, ist nicht nur

hysterisch, sondern zynisch. Der Klimaprophet Professor Thomas Stocker verkündet die radikale Beseitigung von CO₂-Emissionen auch gleich noch als Jahrhundertchance für die Wirtschaft.

Mit einigen Ausnahmen machen die meisten Länder schuldbewusst bis freudig mit. Indien und China dürfen ihren Ausstoss noch bis 2030 vergrössern. Den ärmsten Entwicklungsländern werden jährlich hundert Milliarden Dollar Abgeltung versprochen. Die Amerikaner sind schon offiziell ausgestiegen, und die Australier gehen eigene Wege. Aber warum ist man gerade in der Schweiz so eifrig bei der Sache?

Die Antwort: Für marktfeindliche Gruppen wie linke oder grüne Parteien sowie NGOs ist das ein Geschenk – nicht vom Himmel, aber immerhin von der Uno. All die gleichgefärbten Bürokraten der internationalen Organisationen verbünden sich mit ihren Kollegen in Bundesämtern. Hinzu gesellen sich kollektivistisch gesinnte Mitläufer aus dem Bürgertum. Heute haben es die Öko-Sozialisten viel leichter als früher, weil es ja um die Existenz unserer Kinder und Enkel geht und wir uns schuldbewusst geben können, ohne den Preis bezahlen zu müssen. Ein vom Parlament kürzlich abgelehnter unsinniger Schweizer Alleingang in weltrekordverdächtig hoher CO₂-Besteuerung wird jetzt mit dem Support der einmal mehr kippenden FDP wiederbelebt. Lenkungsabgaben werden als Zukunftsinvestition begrüsst, dabei werden sie irgendwann in Subventionen für Sonderinteressen umgemünzt. Das Forcieren von Solar- und Windenergie sowie der Nuklearausstieg fördern in diesem Jahrhundert paradoxerweise das Gas.

Schon die sozialistische Planwirtschaft hatte gerade bei Menschen mit höherer Bildung viele Anhänger. Erst das Versagen bei der Umsetzung und der Niedergang nach zwei bis drei Generationen führten zur Abkehr davon. So weit ist es heute im modernen Öko-Sozialismus noch nicht, zumal staatliche Bürokratien und wissenschaftliche Propaganda die Medien und die Volksstimmung dominieren. Anzeichen der Ernüchterung gibt es jedoch. Im Musterland für opferbereite Klimahysterie hat das Berner Stimmvolk kürzlich ein unsoziales und ineffizientes Energiepaket abgelehnt. Wenn Wunschträume sich als falsch erweisen und die Portemonnaies der breiten Bevölkerung leeren, sind Illusionen schnell vom Tisch, allerdings sind die Täter dann auch schon von der Bühne verschwunden.

Dominoeffekt

Wird die «Ehe für alle» auch die Elternschaft für alle bringen?
Es wird kaum zu verhindern sein.

Von Katharina Fontana



Zukunft im Elternschaftsprojekt.

Die Einzigen, die noch dumm genug seien, heiraten zu wollen, seien Schwule und katholische Pfarrer, behaupteten böse Zungen vor noch nicht allzu langer Zeit. Ersteren dürfte ihr Wunsch bald erfüllt werden. Die «Ehe für alle», die neben Mann und Frau neu auch homosexuellen Paaren offenstehen soll, ist politisch aufgegleist, und man müsste sich schon schwer täuschen, wenn sie nicht in absehbarer Zeit Realität werden würde. Als Aussenstehende mag man sich zwar fragen, welche Wandlung die einst so unkonventionelle Homosexuellenbewegung durchgemacht hat, dass sie nun unbedingt den Zugang zur Traditionsinstitution Ehe erhalten will. Zumal seit 2007 mit der eingetragenen Partnerschaft ein Rechtsinstitut zur Verfügung steht, das eigentlich fortschrittlicher konzipiert ist – bei dem man sich beispielsweise nicht «Treue schuldet» wie in der Ehe, sondern in dem man «Rücksicht aufeinander nimmt», was wohl eher dem Geist einer modernen Beziehung entspricht. Doch solche Details interessieren derzeit nicht: Die Zeichen stehen auf «Ehe für alle», wie sie halb Europa – das heisst Westeuropa – bereits eingeführt hat.

Es ist ein Einfaches, Gegner der Homo-Ehe als religiöse oder konservative Ewiggestrige abzutun. Doch so simpel ist die Sache nicht. Die Crux liegt nicht darin, dass sich Homosexuelle das Jawort wünschen, sondern darin, dass sie sich auch Kinder wünschen und die «Ehe für alle» das Vehikel sein soll, um dieses Ziel zu errei-

chen. Lange Zeit wurde das Thema von den politischen Befürwortern der Homo-Ehe zwar gemieden, und es wurde betont, dass es nicht um Kinder gehe. Kein Hehl aus ihren Absichten machen dagegen Homosexuellenorganisationen: Sie fordern seit längerem offen den «diskriminierungsfreien» Zugang zu Adoption und Fortpflanzungsmedizin. Mit der «Ehe für alle» wird ihre Position massiv gestärkt: Wenn man homosexuelle gleich wie heterosexuelle Paare behandelt und ihnen mit der Ehe dasselbe Rechtsinstitut anbietet, ist es schwierig, ihnen gleichzeitig einen Teil der damit verbundenen Privilegien vorzuenthalten.

Wer bekommt Zugang zu Samenspenden?

Auch die nationalrätliche Rechtskommission, welche die Homo-Ehe vorantreibt, ist sich dieses Dilemmas bewusst. Ihre Gesetzesvorlage, die nun in die Vernehmlassung geschickt wird, drückt sich weitgehend um das heisse Eisen herum. Einig scheinen sich die Politiker, dass die Adoption für schwule und lesbische Paare nicht zu vermeiden sein wird; wenn Hetero-Ehepaare ein Kind adoptieren dürfen, muss dieses Recht auch Homo-Ehepaaren zustehen, so die Überlegung – eine unterschiedliche Regelung wäre offensichtlich diskriminierend. Fast die Hälfte der Kommission möchte zudem, dass verheiratete Lesben Zugang zu einer Samenspende erhalten. Heterosexuelle Ehepaare, bei denen es wegen des Mannes mit der natürli-

chen Zeugung nicht klappt, können heute auf eine Schweizer Samenbank ausweichen. Lesbische Frauen mit Kinderwunsch dagegen müssen auf Angebote im Ausland zurückgreifen und sich etwa in eines der dänischen Kinderwunschzentren begeben, die auf männerlose Frauen ausgerichtet sind. Wenn sie künftig heiraten dürfen, lässt sich diese Benachteiligung bei der Samenspende rechtlich wohl kaum mehr halten.

Schlägt man diesen Pflock zugunsten der lesbischen Ehepaare ein und öffnet ihnen den Zugang zur Fortpflanzungsmedizin, stellt sich unverzüglich die Frage, wie es um die Rechte der schwulen Ehepaare steht. Denn es wäre ja ihnen gegenüber diskriminierend, wenn sich nur die miteinander verheirateten Frauen, nicht aber die miteinander verheirateten Männer ihren Kinderwunsch erfüllen könnten – oder nicht? Wenn man die künstliche Fortpflanzung schon nicht mehr auf die Mann-Frau-Verbindung beschränke, dann müsste sie allen verheirateten Gleichgeschlechtlichen offenstehen, wird argumentiert.

Nun ist es bei zwei Männern mit der Verwirklichung des Kinderwunsches komplizierter, sie brauchen dazu eine Eizellenspenderin und eine Leihmutter. Sowohl Eizellenspende wie Leihmutterschaft sind heute in der Schweiz untersagt, auch für heterosexuelle Paare. Seit längerem schon gibt es Druck, dass die Schweiz dieses Verbot fallenlässt. Gerne wird dazu auf all die vielen Paare verwiesen, die in den USA, die sich fortpflanzungsmedizinisch sehr grosszügig zeigen, ein *Fait accompli* schaffen und mit dem von einer amerikanischen Leihmutter ausgetragenen Kind auf dem Arm in die Heimat zurückkommen. Die «Ehe für alle», das liegt auf der Hand, wird der Forderung nach Zulassung von Eizellenspende und Leihmutterschaft hierzulande tüchtig Auftrieb geben. Damit werden Elternschaftsprojekte möglich, an denen mehrere Mütter (Eizellenspenderin, Leihmutter, soziale Mutter) und Väter (Samenspender, angeheirateter Mann) beteiligt sind. So sicher wie das Amen in der Kirche werden dann weitere Gruppen ihren Kinderwunsch realisieren wollen: Warum soll beispielsweise nicht auch ein fittes Paar im Pensionsalter noch ein Kind bekommen? Warum nicht all jenen, die sich danach sehnen, zu einem Kind verhelfen? Wenn ethisch-gesellschaftliche Wertvorstellungen nichts mehr zählen und die Selbstoptimierung zum Mass aller Dinge wird, lässt sich diese Entwicklung kaum stoppen. ○

Der Douro – die Mosel Portugals



MS Douro Spirit*****



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Salon

Porto–Pinhão–Barca d'Alva–Régua–Porto mit moderner MS Douro Spirit*****

- 1. Tag Zürich–Porto–Bitetos** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Porto. Transfer und Einschiffung. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Bitetos–Pinhão** Ausflug⁽¹⁾ zu lokalem Weingut mit Mittagessen und Live-Unterhaltung. Freie Zeit für eigene Erkundungen in Pinhão. Abendessen an Bord mit traditioneller Folkloredarbietung als krönender Abschluss des ereignisreichen Tages.
- 3. Tag Pinhão–Vega de Terrón** Am Morgen Erholung an Bord während der Schifffahrt bis zur spanischen Grenze und Mittagessen. Ausflug⁽¹⁾ nach Castelo Rodrigo, einem der 12 historischen Dörfer Portugals.
- 4. Tag Salamanca** Busfahrt⁽¹⁾ von Vega de Terrón nach Salamanca, der ältesten spanischen Universitätsstadt. Während des Rundgangs sehen Sie unter anderem den von Arkaden gesäumten Plaza Mayor. Umrahmt wird das Mittagessen von einer traditionellen, feurigen Flamenco-Show. Rückkehr zum Schiff in Barca d'Alva, wo Sie ein typisch portugiesisches Grillfest erwartet.
- 5. Tag Barca d'Alva–Pinhão–Régua** Am Morgen verlässt das Schiff Barca d'Alva und fährt durch malerische Landschaften nach Pinhão. Ausflug⁽¹⁾ nach Vila Real mit Besuch des Schlosses Mateus und seinem prachtvollen Garten. Wiedereinschiffung in Régua.
- 6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia** Nach dem Frühstück Ausflug⁽¹⁾ in die alte Bischofsstadt Lamego. Am Nachmittag fährt das Schiff zurück nach Porto, wo es gegen Abend die Mündung des Douro in den Atlantik erreicht. Lassen Sie den Abend an Bord bei einer traditionellen Fado-Show ausklingen.

- 7. Tag Vila Nova de Gaia** Die Rundfahrt⁽¹⁾ in Porto führt von der farbenprächtigen Cais da Ribeira bis zur alten Alfândega. Eine Portweinverkostung in einer der zahlreichen Kellereien darf bei dieser Reise natürlich nicht fehlen. Ausflug⁽²⁾ nach Guimarães mit mittelalterlichem Stadtkern und stolzer Burg. Geniessen Sie das Abschieds-Abendessen an Bord.
- 8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung und Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Transfer zum Flughafen Porto. Rückflug nach Zürich und individuelle Heimreise.

MS Douro Spirit*****

Modernes, komfortables, 2011 gebautes Schiff mit Platz für 124 Gäste. Alle 65 Kabinen mit franz. Balkon, Dusche/WC, Föhn, TV, Telefon, Safe, kleinem Tisch und Stühle sowie individuell regulierbarer Klimaanlage. Die Kabinengrösse beträgt bei den 2-Bettkabinen sowie den 1-Bettkabinen Mitteldeck ca. 14 m², 2-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 13 m² und 1-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 12 m². Die Junior Suite auf dem Mitteldeck (ca. 20 m²) und die Suiten auf dem Oberdeck (ca. 21 m²) sind mit einer Badewanne ausgestattet. Zur Bordausstattung gehören Réception und Boutique/Souvenirshop, elegantes Restaurant, Panorama-Salon mit Bar/Tanzfläche, Spa, Fitnessraum, teilweise überdachtes Sonnendeck mit kleinem Pool, Sitz- und Liegegelegenheiten. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Douroal



Régua

8 Tage ab Fr. 890.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension, ohne Flug)

Abreisdaten 2019 Es het solangs het Rabatt

03.06.	200 ⁽⁶⁾	29.07.	600	23.09.	200 ⁽⁶⁾
10.06.	200 ⁽⁶⁾	05.08.	600	30.09.	200 ⁽⁶⁾
17.06.	200 ⁽⁶⁾	12.08.	500	07.10.	200
24.06.	200	19.08.	400	14.10.	300
01.07.	300	26.08.	300	28.10.	700
08.07.	400	02.09.	200 ⁽⁶⁾	04.11.	1000
15.07.	500	09.09.	200 ⁽⁶⁾	11.11.	1100
22.07.	500 ⁽⁶⁾	16.09.	200 ⁽⁶⁾	18.11.	1200

⁽⁶⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Getränkepaket: Wasser, Kaffee/Tee zum Mittagessen, Wasser, Soft-Drinks, Hauswein zum Abendessen
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1790
2-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2090
1-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2590
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2690
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2790
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2290
Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3090
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	990
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	260
Annulations- und Assistance-Versicherung	66
Flug mit TAP inkl. Transfers in Portugal, Taxen, Basis G-Klasse (höhere Klasse gegen Zuschlag)	395

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

Verlängerungsprogramm Lissabon (4 Tage)

Pauschalpreise pro Person in Fr.

Doppelzimmer	590
Doppelzimmer zur Alleinbenutzung	790

Preise für drei Übernachtungen im 4-Sterne-Hotel, alle Ausflüge und Deutsch sprechende Reiseleitung.

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: douroazul

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Martina Hafen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Was bringt die *Blick* hüt cheibs?

Boulevard bedeutet mehr als Busen und Büsi. Der frühe *Blick* bot seinen Lesern eine aufsässige Mischung aus farbigen Geschichten und nonkonformistischen Meinungen. Der Linkskurs des Blattes ist älter, als seine Kritiker meinen. Von Karl Lüönd

Entgegen dem Bild, das Christoph Mörgeli vom frühen *Blick* zeichnet (*Weltwoche* Nr. 2/19), war die 1959 neu erschienene Boulevardzeitung nicht nur ein unterhaltsames Kontrastmittel zur herkömmlichen, politisch und auf männliches Publikum ausgerichteten Presse. Früh schon liess die Redaktion eigenständige politische Positionen erkennen. Und im Gegensatz zur konservativen Grundhaltung des grossen Vorbilds, der 1952 gegründeten deutschen *Bild-Zeitung*, nahm der *Blick* in seinen frühen Zeiten häufig liberale und linke Positionen ein. Von den drei Gründungspartnern Ringier, Jean Frey und Helmut Kindler hatte Letzterer am meisten Erfahrung, wurde aber zuerst abgesägt – nicht weil er, wie Christoph Mörgeli schreibt, zu links gewesen wäre, sondern weil die beiden Schweizer Verleger das Geschäft alleine machen wollten.

Es war die aufsässige Mischung aus Boulevardgeschichten und nonkonformistischen Meinungen, die den Start-Ziel-Erfolg der jungen Zeitung bewirkte. Zwei Jahre nach der Gründung beglaubigte der Schweizerische Reklame-Verband dem *Blick* eine tägliche durchschnittliche Nutzauflage von 97 727 Exemplaren. Ein halbes Jahr später waren es schon 112 111. Damit war der *Blick* innert kurzer Zeit die Zeitung mit der zweitgrössten Auflage im Land geworden, und dies eben nicht nur mit Geschichten von Mord und Totschlag.

Gleicher Lohn für Mann und Frau

Das stärkste Beispiel für den politischen Willen der Redaktion war wohl die Ausgabe vom 9. Januar 1960, in der die junge Zeitung mit einer Titelgeschichte den gleichen Lohn für Mann und Frau forderte.

Zur Zeit der *Blick*-Gründung begann sich auch die schweizerische Konsumentenschutz-Bewegung zu etablieren. 1959 entstand in der Westschweiz die Commission romande des consommatrices (heute: Fédération romande des consommateurs) und 1961 das Konsumentinnenforum der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin. 1964 richtete die Aktionsgemeinschaft der Arbeitnehmer und Konsumenten die Stiftung für Konsumentenschutz ein, die mit Warentests an die Öffentlichkeit gelangte. Das Boulevardblatt bearbeitete von der ersten Ausgabe an Konsumententhemen aus dem Alltag. Eine der frühesten Schlagzeilen lautet: «*Blick* kann es nicht glauben: Sonntags keine Milch mehr?» Die Molkereien hatten immer mehr Mühe, Perso-

nal für den sonntäglichen Hauszustelldienst zu finden.

Früh stellte sich der *Blick* auch auf die Seite der autofahrenden Minderheit. Zu den Plänen, die Autosteuern in mehreren Kantonen zu erhöhen, schrieb er durchaus differenziert: «Alle Automobilisten sind im Alarmzustand. Sie beobachten sehr genau, was ihre Kantonsregierung im Schilde führt. Auf der anderen Seite der Rechnung setzen die Automobilisten die Anstrengungen der Kantone für das Strassenwesen ein. Die Rechnung geht nicht auf: Unser Strassennetz gehört noch immer ins Mittelalter.» Unter dem Titel «Die hohle Hand am Strassenrand» polemisierte der *Blick* gegen die Einführung der Parkingmeter. Er forderte deren Abschaffung und die Einführung der Blauen Zone in allen Städten der Schweiz.

Der *Blick* folgte der bewährten Boulevardtechnik: Personalisierung, Emotionalisierung, Konzentration auf die wichtigen Reizthemen, unerbittliches Dranbleiben und Weiterziehen grosser Themen über Wochen und Monate hinweg. Im Vordergrund standen am Anfang zwar zwei klassische Boulevardaffären aus Genf: der

Zur Dramaturgie gehörte, dass die Redaktion ihre Geschichten unerbittlich weiterdrehte.

Mordprozess gegen den berühmten Anwalt Pierre Jaccoud und die Fortsetzung des seit der allerersten Nummer vertrauten, rätselhaften Genfer Kindesmords. Aber auch die Bewegungen der Weltpolitik, etwa die algerischen Befreiungskämpfe, wurden regelmässig in verständlichen Zusammenfassungen aufdatiert. Oft wurden mit der aktuellen Berichterstattung populäre politische Forderungen verknüpft. In den ersten Wochen führte der *Blick* eine Kampagne gegen tierquälische Transporte von Schlachtpferden. Im Bericht über einen tödlichen Verkehrsunfall in der vierten Ausgabe lautete der Schlusssatz plakativ: «Baut mehr Radfahrerwege!»

Sozialdrama in Basel

Zur redaktionellen Dramaturgie gehörte, dass die Redaktion wochenlang an ihren Geschichten dranblieb und sie unerbittlich weiterdrehte: Jeden Tag wurde zum Beispiel über den Fortgang eines Sozialdramas in Basel berichtet. Ein Witwer und seine beiden Kinder waren wegen Mietrückständen aus der staatlichen

Wohnung geworfen worden. Die Kinder durften nicht einmal ihre Zahnbürsten und Spielsachen mitnehmen, und die Familie stand plötzlich ohne Lebensmittel da. Der Druck zeigte Wirkung. Am 21. Oktober hatte die Familie wieder eine Wohnung. Fazit, schwarz auf rot: «*Blick* dankt den Basler Behörden.»

Der Überfall auf einen «Senegalneger» im Baselland rief scharfe, antirassistische redaktionelle Kommentare hervor. Der *Blick* führte auch eine erbitterte Kampagne gegen einen Liegenschaftenhändler, der Bauland in der Umgebung der Telskapelle für Ferienhäuser ausgeschrieben hatte. Mit diesem Bericht trat erstmals der damals 27-jährige Journalist Ludwig A. Minelli als namentlich zeichnender Autor hervor. Er hatte bei Gottlieb Duttweilers *Die Tat* das Hinterfragen und Aufbegehren gelernt. Ihm zur Seite stand der ehemalige *Die Tat*-Inlandredaktor, Dr. Claus Burkhard.

Ab 1962 setzte der spätere Volksschriftsteller Arthur Honegger die wichtigen politischen Akzente, wobei er seine Vergangenheit als sozialdemokratischer Parteisekretär nicht verleugnete. Der von Haus aus konservative, aber weltmännische und als Auslandkorrespondent erfahrene Chefredaktor Felix von Schumacher liess seiner freigeistigen Mannschaft lange Leine und ermutigte sie, ihren nonkonformistischen Kurs fortzusetzen. Später war Honegger übrigens der erste Schweizer Journalist, der über die fremdenfeindliche Bewegung berichtete, aus der später die «Nationale Aktion» hervorgehen sollte.

Die dunkle Seite des Mondes

Zum Gipfeltreffen der damaligen vier grossen Weltmächte entsandte der *Blick* Mitte Mai 1960 gleich drei Mann nach Paris: den Chefredaktor Felix von Schumacher, den Redaktor Claus Wilhelm und den Reporter Jean Sprecher. Die Berichterstattung im Aussenseiterblatt, das jetzt manchmal acht statt sechs Seiten druckte, war ausführlicher als in den meisten «seriösen» Tageszeitungen.

Und dann immer wieder das Überraschende: Die Zeitung war gerade zwei Wochen alt, da klotzte sie auf zwei ganzen Seiten mit dem ersten Bild von der Rückseite des Mondes. Die Vorlage stammte aus russischer Quelle. Berührungsängste kannte der *Blick* nicht.

Per Ende 1959 traten – ein Unikum in 84 Jahren! – gleich vier Bundesräte zurück: Philipp Etter, Thomas Holenstein, Hans Streuli und Giuseppe Lepori. Schon am 30. November, drei



Berührungssängste kannte der «Blick» nicht: Leserin, 1968.



Wichtige Akzente: Volksschriftsteller Honegger.



Lange Leine: Chefredaktor von Schumacher.

Wochen vor dem Wahltag, war der *Blick* auf der richtigen Fährte und sagte die grosse Umwälzung voraus: Die Konservativen seien bereit, der SP zwei Sitze zuzugestehen – die Geburt der Zauberformel! Der *Blick* wies zugleich wiederholt auf die Überlastung der Bundesräte hin, rief sogar deren Frauen an, was bis jetzt noch nie eine Zeitung gewagt hatte.

Auch mit seinen Wahlprognosen lag das Blatt auffallend richtig. Vor allem merkte die Redaktion, dass Walther Bringolf wegen seines Alters und seiner kommunistischen Vergangenheit auf Widerstand stiess und dass an seiner Stelle der junge Basler Regierungsrat Hans-Peter Tschudi vorrückte.

Auch die ersten Ausgaben des Jahres 1960 wurden mit einem eminent politischen Stoff aufgemacht. Nach einer Synagogen-Schändung in Köln am Heiligabend tauchten in der

ganzen Bundesrepublik Hakenkreuz-Schmierer auf. Der *Blick* brachte einen langen und ernsten Kommentar gegen die Wiederkehr der Nazi-Ideologie. Am nächsten Tag war zu lesen: «Die braune Seuche nimmt kein Ende. Hakenkreuze selbst in Israel – Fünf deutsche Nazi-Schmierer verhaftet.»

Am nächsten Tag gab sich die Boulevardzeitung strikt antikommunistisch. Sportler aus der DDR versuchten beim Lauberhornrennen, das Hissen ihrer Flagge mit Hammer und Zirkel durchzusetzen. «*Blick* meint: Die DDR-Flagge hat auf Schweizerboden nichts zu suchen.»

Opportunismus als Stilmerkmal

Fast in jeder Nummer leitete die Aussenseiter-Zeitung aus der Tagesaktualität politische Forderungen ab. Nach einem Unfall auf der Seetal-Linie wurde die Beseitigung der

unbewachten Bahnübergänge gefordert (6.1.1960). Zugleich wurden Konsumenten- und Wirtschaftsthemen prominent aufgemacht, was damals kaum eine andere Tageszeitung leistete. Alltagsfragen wurden zu Schlagzeilen: «Händ Si no es Brötli gha oder zwei?» Brot zum Essen sollte gratis sein «wie der Stuhl, auf dem der Gast sitzt» (12.1.1960).

Der *Blick* wollte ernst genommen werden und seine Reputation erhöhen. Jedes Mal, wenn eine Behörde auf seine Fragen einging oder in seinem Sinn entschied, sagte die Redaktion artig danke schön. Und auch das Positive durfte manchmal eine Schlagzeile begründen. Am 13. Januar 1960 verkündete der *Blick*: «Ein Schreckenswort stirbt aus in der Schweiz: Arbeitslosigkeit.»

Zugleich vermeldete er, dass Drittklasspatienten im Basler Bürgerspital infolge Sparmassnahmen keinen Kaffee mehr erhielten. Gleich in der benachbarten Spalte wird der zwölfjährige Überlebenskampf des Todeskandidaten Caryl Chessman in Kalifornien zusammengefasst. Als Chessman trotz Protesten aus aller Welt hingerichtet wurde, antwortete der *Blick* mit einem ernsten, abwägenden Kommentar über die Todesstrafe. Zu einer klaren Ablehnung der Todesstrafe konnte er sich aber nicht durchringen; da wären wohl zu viele Leserinnen und Leser anderer Meinung gewesen.

Opportunismus ist eben auch ein Stilmerkmal der Boulevardpresse. ○

Schweizer Wunderwaffe

Direkte Demokratie und Föderalismus sind die Erfolgsrezepte der Schweiz. Stimmt das? Für politische Stabilität ist das Wahlsystem genauso wichtig. Das wurde bisher übersehen. Von Reiner Eichenberger, Marco Portmann und David Stadelmann

Die Schweiz ist wirtschaftlich und gesellschaftlich sehr erfolgreich. Was sind die Ursachen ihres Erfolgs, und was können andere Länder von ihr lernen? Ihr Erfolg hat viel mit ihren politischen Institutionen zu tun. Sie geben allen Entscheidungsträgern Anreize, gute Politik zu betreiben. Gemeinhin gelten direkte Demokratie und Föderalismus als Erfolgsquellen. Doch diese Sicht greift zu kurz. Eine dritte, bisher weitgehend verkannte Institution ist ähnlich wichtig: das Schweizer Wahlsystem. Es bietet eine weltweit einmalige Kombination von Proporz- und Majorzwahlen beziehungsweise Verhältnis- und Mehrheitswahlen. Entscheidend sind drei Elemente:

1 — Die allermeisten Parlamentsmitglieder werden auf Gemeinde- und Kantonsebene sowie die Nationalräte im Proporzverfahren gewählt. Für die einflussreichsten Parlamentarier, nämlich die Ständeräte, gilt hingegen in fast allen Kantonen das Majorzverfahren.

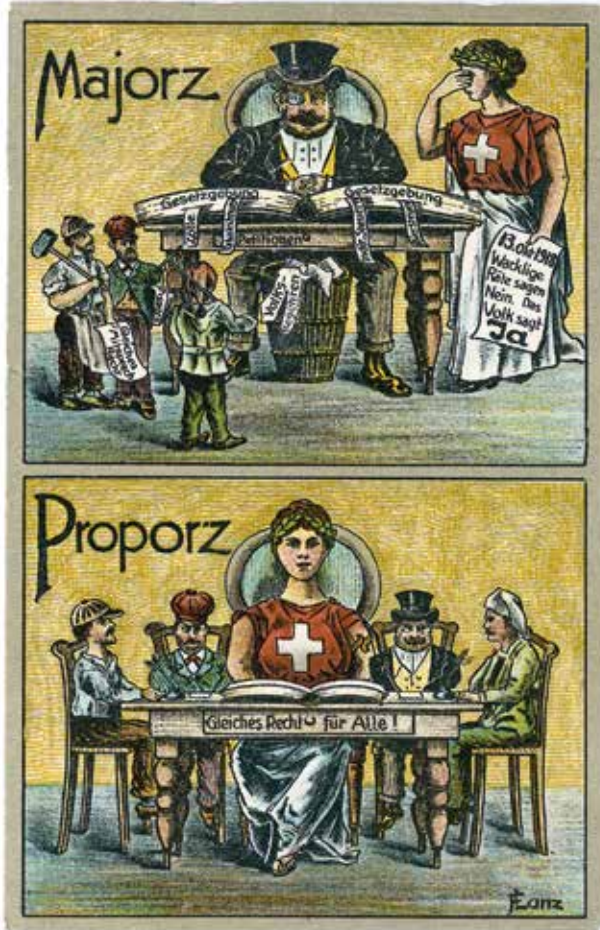
2 — Alle Regierungsmitglieder werden, anders als international üblich, in den Gemeinden und Kantonen direkt vom Volk gewählt. Dabei dominiert das Majorzverfahren. Dieses gilt für alle Kantonsregierungen ausser im Tessin sowie in etwa drei Vierteln aller Gemeinden, so auch in allen grossen Städten ausser Bern.

2 — Die Majorzwahlen werden normalerweise in Wahlkreisen mit mehreren Sitzen statt. Zumeist sind es bei den Gemeinde- und Kantonsregierungen 5 bis 9 Sitze und im Ständerat 2 Sitze. Dabei hat jeder Wähler gleich viele Stimmen, wie es Sitze zu verteilen gibt. International üblich sind hingegen Wahlkreise mit nur einem Sitz und entsprechend nur einer Stimme pro Wähler.

Die Proporzwahlen sorgen für grosse parteiliche Vielfalt. Sie steigern die Bereitschaft von Parteien und Politikern, sich auf dem gesamten politischen Spektrum zu verteilen. Deshalb sitzen die meisten ideologisch orientierten PolitikerinStadt- und Kantonsparlamenten sowie im Proporz-gewählten Nationalrat. Die Majorzwahlen mit mehreren Sitzen hingegen geben Politikern Anreize, sich in Richtung politische Mitte zu bewegen.

Die Mischung von Proporz und Majorz ist entscheidend für den Erfolg der Schweiz.

Dank der Parteienvielfalt in Folge Proporz werden die Präferenzen der Wähler am Rand des politischen Spektrums klarer formuliert als in reinen Majorzsystemen. Das macht Politikverdrossenheit und -entfremdung unwahrscheinlicher. Zugleich erhöhen die Majorzelemente bei allen Parteien und Politikern, die



Individuelle Fehler neutralisieren sich gegenseitig.

in die wichtigeren Majorz-gewählten Ämter drängen, die Neigung, moderater und lösungsorientierter zu politisieren. Mit reiner Ideologie sind kaum Mehrheiten zu gewinnen, deshalb treten bei Wahlen zu Majorz-Ämtern zumeist Politiker aus unterschiedlichen Parteien an, die sich in ihren grundsätzlichen Positionen eher nahestehen. Das bringt Kompromissbereitschaft, Regierungsfähigkeit, gesamtheitliche Orientierung und Konsistenz der Politik über die Zeit hinweg.

Kraftwerk Supermajorz

Die Schweizer Majorzwahlen mit mehreren Sitzen pro Wahlkreis und ebenso vielen Stim-

men pro Wähler kanalisieren die Politiker besonders kraftvoll in Richtung politische Mitte. Das Verfahren hat ein grosses, aber bisher verkanntes Potenzial, eine vernünftige und stabile Politik hervorzubringen. Wir nennen das Verfahren «Supermajorz».

In den international üblichen Majorzwahlen mit einem Sitz pro Wahlkreis platzieren sich die Kandidaten nur dann in der Mitte des politischen Spektrums, wenn sie genau zu zweit sind. Treten jedoch drei oder mehr Kandidaten an, drohen Mittelpolitiker von den anderen Kandidaten von rechts und links «eingeklemmt» zu werden. Die Stimmen der rechten und linken Wähler gehen dann an die rechten und linken Kandidaten, und der eingeklemmte Mittekandidat erhält nur die wenigen Stimmen der Wähler direkt aus der Mitte. Alle Kandidaten haben deshalb Anreize, sich gegen Randpositionen zu bewegen.

Mit Supermajorz läuft es anders, da die Wähler mehrere Stimmen haben. Wenn sie die ihnen politisch am nächsten stehenden Kandidaten wählen wollen und es auf ihrer Seite des politischen Spektrums weniger Kandidaten gibt, als sie Stimmen haben, geben sie auch dem Mittekandidaten eine Stimme. Da dieser meist auch noch von Mitte-orientierten Wählern auf der anderen Seite des politischen Spektrums Stimmen erhält, gewinnt er eine absolute Mehrheit der Wähler und damit einen Sitz. Der Mittekandidat erhält nur keine sichere Mehrheit, wenn es rechts und links von ihm wenigstens je so viele andere Kandidaten gibt, wie die Wähler Stimmen haben. Im

Falle einer Regierungsratswahl (bzw. Ständeratswahl) mit sieben (zwei) Sitzen bedeutet das, dass es für einen Kandidaten optimal ist, sich in der politischen Mitte zu positionieren, solange es nicht auf jeder politischen Seite wenigstens sieben (zwei) weitere Kandidaten hat, es also insgesamt mit ihm nicht wenigstens fünfzehn (fünf) Kandidaten gibt.

Entscheidend ist nun, dass Supermajorz den Parteien Anreize gibt, die Kandidatenzahl niedrig zu halten. Zwar wählen die meisten Stimmbürger diejenigen Kandidaten, die ihnen politisch nahe stehen und ihre Lieblingspartei vertreten. Aber nicht alle wählen absolut parteitreu. Sie geben zuweilen Stimmen an Kandidaten anderer Parteien, zum

Beispiel weil sie ihnen kompetenter erscheinen, persönlich bekannt sind oder aufgrund ihrer regionalen Herkunft, Beruf, Alter oder Geschlecht sympathisch sind. Die danach verbleibenden Stimmen verteilen sie auf die Kandidaten ihrer Lieblingspartei, wobei sie nicht mehr jedem Kandidaten eine Stimme geben können. Das bewirkt, dass die Wahlchancen der Kandidaten einer Partei steigen, wenn sie ihre Kandidatenzahl reduziert.

Sobald aber einzelne Parteien ihre Kandidatenzahlen reduzieren, müssen die anderen Parteien nachziehen und ihre Kandidatenzahl ebenfalls verringern. Deshalb präsentieren die meisten Parteien nur Kandidaten mit wirklichem Wahlpotenzial oder einen mehr, also in aller Regel deutlich weniger, als es insgesamt Sitze zu wählen gibt. Das zwingt die Stimmbürger, ihre Stimmen auf die Kandidaten verschiedener Parteien zu verteilen. Die Folge ist Konkordanz in dem Sinne, dass die kantonale und die kommunalen Regierungen sowie die Kantonsvertretungen im Ständerat aus jeweils mit Mehrheit gewählten Vertretern mehrerer Parteien zusammengesetzt sind.

Zusammen bewirken diese Mechanismen folgende für die Schweiz typische Eigenschaften:

1 — Die Regierungen auf allen Staatsebenen sowie der Ständerat setzen sich aus Politikern aller wichtigen Parteien zusammen. Die ideologischen Unterschiede zwischen den Amtsinhabern sind oft kleiner als diejenigen zwischen den Amtsinhabern und ihren eigenen Parteien. Sie können trotz unterschiedlicher Parteizugehörigkeit zumeist problemlos und gut zusammenarbeiten. Diese Konkordanz erfolgt nicht aus einer freiwilligen Selbstbeschränkung der Parteien, sondern sie wird durch den Wettbewerb erzwungen.

2 — Weil alle Mitglieder einer Regierung mit dem gleichen Verfahren gewählt werden, kön-

nen sie formell gleichgestellt sein. Dies ermöglicht einen konstruktiven, machtfreien Diskurs innerhalb der Regierung, was kluge Kompromisse fördert. Der Präsident kann ein Primus inter Pares sein, und die Präsidentschaft kann rotieren. Das bringt Machtteilung und verhindert Machtanhäufung über die Zeit, bindet Minderheiten ein und erhöht ihre Identifikation mit dem Staatswesen.

3 — Wichtige Regierungsentscheidungen werden von den voneinander weitgehend unabhängigen Mitgliedern mit Mehrheitsbeschluss getroffen. Das bringt eine weitere Einmüttung der Politik. Zugleich sind Mehrheitsentscheidungen unabhängiger Personen weniger fehleranfällig als die Entscheidung einzelner Politiker. Die individuellen Fehler schlagen im Mehrheitsentscheid oft nicht durch oder neutralisieren sich sogar gegenseitig.

4 — Die relativ grosse Zahl von Regierungsmitgliedern und Kandidaten macht es für alle Beteiligten unattraktiv, «negative Wahlkampagnen» zu führen, die vor allem darauf zielen, andere Regierungsvertreter herabzuwürdigen, zu beschädigen und zu sabotieren. Während sich negative Strategien in Majorzsystemen mit Einerwahlkreisen auszahlen können und etwa in den USA üblich sind, bringen sie ihren Urhebern in Schweizer Mehrsitzwahlkreisen wenig, weil sich die Erträge – der Ausfall eines Gegenkandidaten – auf alle verbleibenden Kandidaten verteilen.

5 — Das schweizerische politische System ist infolge der Mischung von Proporz und Majorz wettbewerbsfähig. Der Wettbewerb findet jedoch nicht grob und laut durch abrupte Wechsel der gesamten Regierungsmacht oder Parlamentsmehrheit statt, sondern feiner abgestuft und leiser. Feiner ist er in dem Sinne, dass die Sitzzahl und damit der relative Einfluss der Parteien in den Parlamenten und Regierungen oft wechseln. Leiser ist der Wettbewerb, weil es

im schweizerischen System ohne klare Trennung zwischen Regierungsmehrheit und Opposition zumeist keine typische Opposition gibt, die laut und stereotyp alles verdammt, was die Regierung will.

Exportschlager

Angesichts der Stärken des Schweizer Wahlsystems ergeben die immer wieder vorgebrachten Forderungen nach einem traditionelleren Regierungssystem mit klarer Regierungsmehrheit und Opposition wenig Sinn. Die regelmässig vorgeschlagene Blockwahl von Regierungsmitgliedern ist aus unserer Sicht der Majorzwahl ad personam der Regierungsmitglieder weit unterlegen. Mit Blick auf die oberste Staatsebene sprechen unsere Überlegungen für eine Volkswahl des Bundesrates, analog zur Volkswahl der Kantonsregierungen.

Für andere Länder lautet die zentrale Botschaft, dass hinter dem Erfolg der Schweiz nicht nur direkte Demokratie und Föderalismus stehen, sondern eine dritte Institution: die Mischung aus Proporz- und Majorzwahlen, bei denen gleichzeitig mehrere Politiker für mehrere Sitze gewählt werden. Diese Mischung von Proporz und Supermajorz ist die Ursache der typisch schweizerischen Konkordanz, und sie ist exportfähig. Politiker anderer Länder und Gebietskörperschaften können sich davon ohne Risiko inspirieren lassen, denn diese Mischung beruht, anders als direkte Demokratie und Föderalismus, nicht auf Mechanismen, die vielen Politikern Angst machen. Dieses Schweizer Rezept sollte deshalb auf weniger Widerstand stossen.

Reiner Eichenberger ist Professor an der Universität Freiburg. Marco Portmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Agroscope. David Stadelmann ist Professor an der Universität Bayreuth. Alle sind Ökonomen und Mitglieder des Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema).

GENEVA
INTERNATIONAL
MOTOR
SHOW



89. Auto-Salon und Zubehör
7.–17. März 2019 Genf

Schrecken der Mullahs

Mit ihrem Kampf gegen den Kopftuchzwang hat Masih Alinejad in ihrer Heimat, dem Iran, eine Massenbewegung losgetreten. Über das Internet steuert sie den Aufstand. Millionen Frauen folgen ihr. Besuch in Alinejads Brooklyner Quartier, dem Epizentrum der «HaaRevolution». *Von Urs Gehriger*

Als Kind streifte sie durch ihr Dorf und stocherte in Bienenstöcken. Jetzt hat Masih Alinejad einen viel gefährlicheren Schwarm aufgescheucht – die Mullah-Regierung in ihrer Heimat Iran. Stoff des Anstosses ist der Hidschab, der Kopfschleier, ohne welchen keine Frau in die Öffentlichkeit treten darf. «Der Hidschab», so Alinejad, «macht die Frau zur Geisel des iranischen Regimes.»

Seit ihrer Kindheit wehrt sich Alinejad gegen das religiöse Diktat. Und zahlt dafür einen hohen Preis. Sie verlor Job, Heimat und Familie. Obama lud sie zum Interview ein. Dann liess er sie stehen. Aus Angst, er könnte das iranische Regime verärgern. Alinejad gab nicht auf. Aus dem Exil ruft sie zum Widerstand auf. Ihre Revolution begann mit einem einzigen Bild. Es war ein Bild von ihr, wie sie mit wehendem, lockigem Haar durch eine Londoner Strasse rennt, gesäumt von Kirschblütenbäumen. Darauf forderte sie Frauen auf, ebenfalls ihren heimlichen Moment der Freiheit zu teilen.

Alinejad wurde mit Fotos von unverschlei-erten Frauen bombardiert. Ihre Online-Bewegung «My Stealthy Freedom» (Meine heimliche Freiheit) hat Millionen Follower weltweit. Die Mullahs schimpfen sie eine «Spionin». US-Aussenminister Pompeo, der sie jüngst empfangen hat, würdigt ihren «Mut». Ich traf «Masih», wie sie alle nennen, in ihrem Wohnort Brooklyn, dem Epizentrum der HaaRevolution – nicht ahnend, dass ich alsbald Gegenstand eines demütigenden Experiments werden würde.

Masih Alinejad, Sie nennen Ihre Bewegung eine Revolution?

In der Tat, ich nenne sie eine Revolution. Zu Beginn war es eine Bewegung im Internet. Es war ich an meinem Computer, die Videos und Fotos von Frauen veröffentlichte, auf welchen diese ihre Kopftücher ablegten. Doch nun gehen Menschen auf die Strasse und praktizieren zivilen Ungehorsam. Frauen schreiben mir: «Dank «My Stealthy Freedom» habe ich Mut gewonnen. Ich treffe mich mit Frauen. Wir legen unseren Schleier ab, und wir spazieren zusammen durch den Park.»

Was geschieht mit einer Frau, die ohne Kopftuch in der Öffentlichkeit von den Behörden aufgegriffen wird?

Wenn du während der Fahrt im Auto das Kopftuch ablegst, wirst du verhaftet, ge-

büsst, und dein Auto wird konfisziert. Wenn du öffentlich gegen den Verschleierungszwang protestierst, ist die Strafe viel härter. Neulich wurden Frauen zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, plus achtzehn Jahre auf Bewährung. Das heisst, wenn sie jemals wieder protestieren, werden sie direkt eingesperrt.

Kritiker werfen Ihnen vor: «Frau Alinejad bringt Frauen im Iran in Gefahr, während sie in ihrem Haus in Brooklyn, New York, in Sicherheit ist.» Was sagen Sie dazu?

Ich sage: «Nicht ich, sondern die Islamische Republik Iran ist eine Gefahr für die Frauen.» Bevor ich meine Kampagne 2014 lanciert hatte, wurden 3,6 Millionen Frauen in den Strassen des Iran angehalten, sie wurden verwarnt, und einige wurden vor Gericht gebracht. In nur acht Monaten wurden 40000 Autos konfisziert. Warum? Weil Frauen ohne oder mit ungenügender Kopfbedeckung gefahren sind. Bevor der Protest gegen den Hidschab überhaupt begonnen hatte, war das Leben von Frauen also bereits in Gefahr. Das ist der Grund, weshalb Frauen mir ihre Videos schicken.

Wie viele Videos erhalten Sie pro Tag?

Mehr als dreissig, aber ich veröffentliche nur eine Handvoll davon. Ich weine oft, wenn ich höre, dass die Frauen Ärger bekommen. Es

«Wir müssen die Freiheit der Männer ruinieren, damit sie uns verstehen.»

frustriert mich, aber ich kann nicht aufgeben. Ich bin motiviert, wenn ich höre, dass sie meinen Namen sagen. Sie sagen: «Hallo Masih, ich wurde von einem Geistlichen angegriffen. Bitte, erhebe deine Stimme für mich.»

Sie wurden 2009 gezwungen, den Iran zu verlassen, nachdem Sie einen Korruptionsskandal im iranischen Parlament enthüllt hatten.

Wie geht es Ihrer Familie im Iran?

Ich habe sie seit über neun Jahren nicht mehr gesehen. Manchmal vermisse ich es schrecklich, das Gesicht meiner Mutter zu berühren. Ich vermisse die Hand meines Bruders auf meiner Schulter. Aber ich habe eine neue Familie gefunden, eine viel grössere Familie. In dem kleinen Dorf, in dem ich aufgewachsen bin ...

... Sie sprechen von Ihrem Heimatdorf Ghomikola im Norden des Iran?

Ja. Wir hatten dort einen Schwarzweissfernseher. Ich musste täglich den Geistlichen

zuhören, die das Programm dominierten. Jetzt müssen die Geistlichen mir zuhören, und dies auf ihrem eigenen Fernsehkanal. Natürlich kennen sie alle meinen Namen. Aber sie nennen mich «Spionin». Oder das «hässliche Entlein». Sie wissen offensichtlich nicht, wie die Geschichte vom «hässlichen Entlein» endet. *(Lacht)*

In Ihrem Buch erzählen Sie eine eindrückliche Anekdote. Als kleines Mädchen seien Sie mit einem Stecken durch die Nachbarschaft gestrichen und hätten in Bienenstöcken gestochert.

Richtig.

Haben Sie sich je gefragt: «Warum scheuche ich immerzu tödliche Schwärme auf?»

Ich erkläre Ihnen, wie es dazu gekommen ist. Mein jüngerer Bruder Ali hatte alle Freiheiten, die ich gerne gehabt hätte. Er durfte alleine singen. Er durfte mit Pfeil und Bogen spielen. Ich dagegen war komplett eingeschränkt. Ich musste bereits als kleines Kind ein Kopftuch tragen, selbst im Haus. Mein Körper war wie eine Geisel meines Vaters, der Gesellschaft, des Gesetzes. Ich wollte frei sein wie Ali. Deshalb begann ich, mit einem Stecken in dem Bienenstock zu stochern.

Es war quasi Ihre stille Revolte.

Obwohl mein Bruder überallhin durfte, hatte er Angst vor der Dunkelheit. Das war ein Problem, denn in der Nacht getraute er sich nicht auf die Toilette, die vor dem Haus stand. Meine Mutter hatte mich gelehrt, dass Dunkelheit wie ein Monster sei. «Wenn du deine Angst über dich siegen lässt, kann dich die Dunkelheit auffressen», sagte sie mir. «Du musst deine Augen weit öffnen und in die Dunkelheit starren, dann verschwindet sie.» Ich glaubte ihren Worten, und es funktionierte. So kam es, dass ich meinen Bruder jedes Mal begleitete, wenn er auf die Toilette musste. Während des Tages war er der König des Dorfes. Aber sobald die Nacht anbrach, war er auf meine Hilfe angewiesen.

Sie hatten Macht über Ihren Bruder.

Ich hatte Macht, und ich nutzte sie. Ich sagte ihm: «Ich begleite dich nicht mehr zur Toilette, wenn du mich nicht zum Fluss mitnimmst.» Tags darauf sagte er mir: «Einverstanden, ich lehre dich das Fahrradfahren, damit du mir nicht die Freiheit ruinierst.» Dies ist genau, was die Frauen im Iran tun müssen. Wir müssen die Freiheit der Männer ruinieren, damit sie uns verstehen. Oft höre ich Männer sagen: «Wir haben so viele Pro-



Im Bienenstock stochern: Aktivistin Alinejad.

bleme in unserem Land. Warum scherst du dich um ein kleines Stück Stoff?»

Das ist ein guter Punkt. Warum sind Sie besessen von einem Fetzen Tuch, während Millionen an der Armutsgrenze darben?

Ich werde es Ihnen zeigen. (*Alinejad ein weisses Tuch aus ihrer Tasche*) Tragen Sie dieses Kopftuch eine halbe Stunde. Sitzen Sie still, wagen Sie es nicht, es wieder abzulegen.

Na gut. Sie werden es mir nachsehen, wenn ich es bloss eine Minute aufsetze?

Nein. Tragen Sie es wie eine Frau. Wenn Sie es nicht tragen, erlaube ich Ihnen nicht, eine weitere Frage zu stellen. (*Alinejad lacht vergnügt ab ihrem spontanen Experiment.*) Denn Sie wissen ja, wenn eine Frau kein Kopftuch trägt, darf sie keine Schule besuchen, sie hat kein Daseinsrecht in unserem Land. (*Der Reporter setzt unbeholfen das Kopftuch auf.*)

Das führt mich zu einer weiteren Frage ... Ich muss wirklich ... Ich muss es ablegen.

Warum? (*Alinejad schaut ihn tadelnd an.*)

Ich fühle mich eingeschränkt.

Ja, besonders wenn Sie gezwungen werden, es dauernd zu tragen. Und man Ihnen sagt: «Sie tragen es nicht korrekt. Verdecken Sie Ihr Haar.» (*Alinejad zieht das Kopftuch tiefer in die Stirn des Reporters*)

Die Situation erinnert mich an eine Schlüsselszene in Ihrem Buch. An den Moment, als Sie von Said Mortasawi, dem berühmtesten Chefankläger aus Teheran, vorgeladen wurden. Er trägt den Übernamen «der Schlächter der Presse».

Er hat zahllose Journalisten erniedrigt und foltern lassen. (*Der Reporter zupft an dem Kopftuch*) Hände weg!

Ich richte es bloss, ich muss etwas sehen, wenigstens mein Blick muss frei sein.

(*Alinejad lehnt sich zurück.*) Wie fühlen Sie sich?

Eingeengt. Ich bin eine freiheitsliebende Person. Ich bin Schweizer. Wir Schweizer schätzen unsere Unabhängigkeit. Wir sind nicht einmal Mitglied der EU.

Jawohl. (*Triumphierend klatscht Alinejad dem Reporter die Hand ab*)

Als Sie diesem furchterregenden Richter gegenüber sass, spielte er mit Ihnen, er bohrte in seiner Nase, er tat so, als wären Sie Luft ...

Sie können es jetzt ablegen. Ich will Sie nicht ersticken. (*Der Reporter legt das Kopftuch ab*)

Danke. Sie sind zu freundlich.

Oh, mein Gott. Sie sehen aus wie ein ganz anderer Mensch. Wir müssen die Männer in ihrer Welt wachrütteln, damit sie verstehen, dass es nicht bloss um ein kleines Stück Stoff geht.

Als Sie diesem furchtbaren Richter gegenüber sass, der Sie fälschlicherweise illegaler Affären und des Ehebruchs beschuldigte, um Ihre Stimme zum Schweigen zu bringen, stand Ihr Leben einmal mehr auf

dem Spiel. Bereits in früher Jugend sassen Sie im Gefängnis. Sie wurden als Reporterin aus dem Parlament geworfen.

Ich wurde überall rausgeworfen. (*Lacht*)

Man hat Sie erniedrigt und bedroht. Wo finden Sie die Kraft, weiterzukämpfen?

Meine Mutter sagte mir einmal: «Wenn du deinen Bruder ein einziges Mal um einen

«Es ist der politische Islam, es ist das Scharia-Gesetz, die Islamophobie schüren.»

Gefallen bittest, musst du ihn immer fragen. Du musst unabhängig sein. Sei kein Opfer, sei eine Kriegerin.»

Von dieser Kriegerin würde man erwarten, dass sie für ein totales Verbot der Verschleierung kämpfen würde. Sie tun es nicht.

Wenn Sie den Menschen etwas verbieten, ohne sie zu unterrichten, werden sie rebellieren. Wenn Sie den Menschen die Freiheit geben, selbst zu wählen, wenn Sie sie über ihren Körper, ihre Würde unterrichten, befähigen Sie sie, selbst die richtige Entscheidung zu treffen. Das ist mein Standpunkt. Aber für Frauen wie meine Mutter will ich kein Hidschab-Verbot. Wenn Sie ihr verbieten, das

Masih Alinejad



Masih Alinejad, 42, stammt aus dem Bauerndorf Ghomikola im Norden des Iran. Wegen Veröffentlichung regimekritischer Literatur kam sie bereits mit achtzehn Jahren ins Gefängnis. Als Journalistin deckte sie einen massiven Korruptionsskandal auf; darauf wurde ihr die Arbeitsbewilligung als Parlamentskorrespondentin entzogen. Seit 2009 lebt Alinejad im Exil, von wo sie ihren Kampf gegen die Zwangsverschleierung koordiniert und mehrere Millionen Follower weltweit mobilisiert. Auf ihren Plattformen «My Stealthy Freedom» und «White Wednesdays» veröffentlichen Frauen Bilder und Filme, auf welchen sie sich unverschleiert in der Öffentlichkeit zeigen. Auf #MyCameraIsMyWeapon setzen Frauen zur Selbstverteidigung gegen sexuelle Übergriffe ihr Smartphone als «Waffe» ein; die Aggressoren werden online angeprangert.

2018 veröffentlichte Alinejad ihre Memoiren «The Wind in My Hair» – laut *New York Times* eines der «wichtigsten Bücher, um die Lebenssituation von Frauen im Nahen Osten zu verstehen». Alinejad hat einen erwachsenen Sohn aus erster Ehe. Sie lebt mit ihrem Ehemann, Schriftsteller und Journalist Kam-biz Foroohar, in Brooklyn, New York.

Kopftuch zu tragen, wird sie sich für immer im Haus verbarrikadieren.

Weil sie mit der Tradition des Kopftuchtragens aufgewachsen ist.

Ja. Hingegen bin ich für ein totales Kopftuchverbot für Kinder. Auf diese Weise beziehen wir Stellung gegen den politischen Islam. Kritiker werfen mir vor: «Sie schüren die Islamophobie, wenn Sie solche Dinge sagen.»

Haben Ihre Kritiker nicht recht? Mit Ihrer prominenten Stimme helfen Sie jenen, die den Islam verabscheuen.

Nein, es ist der politische Islam, es ist das Scharia-Gesetz, die Islamophobie schüren.

Quer durch Europa trifft man immer häufiger Frauen an, die das Kopftuch tragen. Verschleierung steht im Widerspruch zu unserer westlichen Tradition. Sollte man das Kopftuch in Europa nicht verbieten?

Das wäre falsch. Ein Totalverbot würde den Linken und vielen Feministinnen Tür und Tor öffnen, unseren Kampf für die Wahlfreiheit zu unterlaufen. Wenn es um das Burkini-Verbot in Frankreich geht, plädieren sie für die Wahlfreiheit. Geht es um den Schleierzwang im Iran, machen sie den Bückling vor den Mullahs, die keine Wahlfreiheit zulassen. Viele westliche Politikerinnen und Feministinnen verschleiern sich, wenn sie den Iran besuchen.

Claudia Roth zum Beispiel, die ehemalige Vorsitzende der Grünen Partei Deutschlands. Verschiedene schwedische Ministerinnen, sogar unsere Schweizer Botschafterin im Iran trugen ein Kopftuch.

Ihre Botschafterin [Livia Leu Agosti, d. Red.] habe ich oft kritisiert. Sie sagte, sie trage das Kopftuch aus Respekt vor der iranischen Kultur. Ich sagte: «Wenn Sie dies als Kultur des Iran bezeichnen, beleidigen Sie das iranische Volk. Denn der Schleierzwang war nie Teil der iranischen Kultur.»

Steht im Koran etwas über das Kopftuch?

Ich weiss es nicht, fragen Sie die Religiösen. Mir ist es egal, ob etwas darüber im Koran steht. Selbst wenn etwas darüber im Koran stehen sollte, müssen wir mutig sein und dagegen kämpfen. Warum? Weil es um unsere Körper geht und um unsere Rechte und unsere freie Wahl. Keine Religion, keine Kultur, kein Gesetz kann meine Rechte beschneiden.

Kann die Unterdrückung der Frauen überhaupt je aufhören, solange das religiöse System im Iran das soziale Leben diktiert?

Ich liebe diese Frage. Lassen Sie mich etwas Wichtiges sagen. Ich will, dass die Islamische Republik verschwindet. Millionen von Iranern wollen dasselbe. Aber wir müssen klug vorgehen. Wenn ich die Leute auffordere: «Kommt und helft, das Regime zu stürzen», wird sich mir niemand anschliessen. Wenn ich sage: «Lasst uns den Wind in unseren Haaren spüren», folgen uns die Massen. Wenn ich über dieses Stück Stoff spreche, können mich ein siebenjähriges Mädchen und eine neun-



«Mir ist es egal, ob etwas darüber im Koran steht»: Anti-Hidschab-Aktivistinnen im Iran.

zigjährige Grossmutter verstehen. Auf diese Weise kann sich die Revolution entfalten. **Sie sind nicht bloss ein Albtraum, sondern eine Bedrohung für das Regime.**

Ja, wir sind eine Bedrohung, deshalb verbreitet das iranische Staatsfernsehen auch falsche Nachrichten über mich. «Masih wird von der israelischen Regierung bezahlt», «Masih wird vom MI6 alimentiert» und so weiter. Manchmal breche ich in Tränen aus, wenn sie meine Familie unter Druck setzen. Aber schliesslich beweisen ihre Angriffe auf mich, dass ich es bin, die sie zum Weinen bringt.

Wie weit ist die Regierung gewillt zu gehen, um Leute wie Sie zu bekämpfen?

Nicht weit. Es dreht sich längst nicht mehr nur um mich. Wir haben einen täglichen Krieg im Iran, einen Kulturkrieg.

Gibt es im Iran eine #MeToo-Bewegung?

Es ist ein kompliziertes Thema. Wenn eine iranische Frau sexuelle Übergriffe erleidet und den Täter vor Gericht anklagen möchte, gibt das Gericht der Frau die Schuld. Ich habe den Frauen gesagt: «Braucht eure Kameras!»

Als Beweismittel?

Als Waffe. Wir haben den Twitter-Account #MyCameraIsMyWeapon eingerichtet. Viele Frauen posten Filme von Männern, die sich an Frauen vergreifen mit einer Selbstverständlichkeit, als sei dies ihr gottgegebenes Recht. Die Waffe zeigt Wirkung. Statt wie früher auf die Frauen einzudreschen, beginnen sich viele vor der Kamera zu rechtfertigen. #MyCameraIsMyWeapon ist unsere Version von #MeToo im Iran. Eines der Videos hat zwei Millionen Klicks auf Instagram.

Zwei Millionen! Worum geht es?

Der Clip stammt von einem zwölfjährigen Mädchen. Es war von Männern drangsalieren worden, die ihre Genitalien enblösst haben. Das Mädchen weint, aber es sagt: «Masih, du hast uns gesagt: «Habt keine Angst, benutzt einfach eure Kamera!» Ihr Film hat sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet, so dass sich die Polizei schliesslich gezwungen sah, ihre Peiniger zu verhaften. Nur so kann die

#MeToo-Bewegung im Nahen Osten funktionieren: Wir müssen dem Regime einen Skandal beschern, sonst macht es für die Frauen nie einen Finger krumm.

Nachdem Barack Obama 2008 zum US-Präsidenten gewählt worden war, setzten Sie Ihre Hoffnungen auf ihn. Sie haben ihm einen Brief geschrieben und um ein Interview gebeten. Zu Ihrer grossen Überraschung hat er zurückgeschrieben.

Kaum zu glauben, nicht?

Man hat für Sie ein Treffen mit Obama vorbereitet, und Sie reisten in die USA. Doch



«Mutig»: mit US-Aussenminister Pompeo.

dann wurde das Interview abgesagt. Hatte Obama Angst, Sie zu treffen?

Ja. Obamas Regierung sagte mir: «Sie arbeiten für eine Reformzeitung, und Ihr Chefredaktor, Mahdi Karrubi, ist einer der Präsidentschaftskandidaten. Wenn Obama Ihnen ein Interview gewährt, wird die «Grüne Bewegung» [Name der Oppositionsbewegung bei den iranischen Präsidentschaftswahlen 2009, d. Red.] als Instrument der US-Regierung gebrandmarkt.» Obama hatte nicht verstanden: Wir wurden sowieso gebrandmarkt, ob er uns half oder nicht. Obamas Name hat auf Persisch eine spezielle Bedeutung. «O» heisst «er». «Ba» heisst «mit». Und «ma» heisst «uns». – «Er ist mit uns.» Die Leute skandierten «O-ba-ma! O-ba-ma!» in den Strassen Teherans und warteten auf seine Antwort.

Aber Obama hat nie geantwortet.

Zur selben Zeit, als die Iraner auf den Strassen seinen Namen riefen, schickte Obama einen geheimen Brief an den Revolutionsführer. Der Revolutionsführer ist derjenige, der den Sicherheitskräften befahl, Demonstranten zu töten. Zuerst dachte ich, Obama sei bloss vorsichtig. Tatsächlich war er ein Feigling.

Jahre später hat nun doch ein Treffen mit der US-Regierung stattgefunden. Neulich hat Sie Aussenminister Mike Pompeo zum Gespräch eingeladen. Wie ist es dazu gekommen?

Nach der Wahl Trumps hat seine Regierung wiederholt ein Treffen angeboten. Ich lehnte immer wieder ab. Ich hatte das Gefühl, die Zeit sei noch nicht reif. Als ich nun zu einem Direktgespräch mit Aussenminister Pompeo eingeladen wurde, sagte ich zu, denn es war eine echte Chance, unsere Kampagne zu erklären.

Pompeo dankte Ihnen für Ihren «Mut». Was bedeuten Ihnen seine Worte?

Er dankte den iranischen Frauen, die für ihre Würde kämpfen und dabei ihr Leben riskieren. Vor fünf Jahren, als ich diese Kampagne lancierte, hatten andere Aktivisten meinen Elan verhöhnt, die Islamische Republik verspottete mich. Noch haben wir den Gipfel nicht erreicht, aber die iranischen Frauen haben bewiesen, dass sie eine Macht sind, mit der gerechnet werden muss. Aussenminister Pompeo hat dies erkannt und gewürdigt.

Einige Journalisten werfen Ihnen Naivität vor. Die Regierung Trump nutze ihre Bewegung bloss für eigene Zwecke aus.

Natürlich bin ich mir dieser Kritik bewusst. Aber hat jemand daran gedacht, dass ich diejenige sein könnte, die die Regierung Trump ausnützt? Sprechen wir Klartext: Es war Obamas Regierung, welche die Menschenrechte im Iran unter dem Atomabkommen begrub. Als Aktivistin brauche ich wirkungsvolle Treffen, um sicherzustellen, dass Menschenrechte und besonders Frauenrechte bei künftigen Gesprächen zwischen den USA und dem Iran nicht unter den Teppich gewischt werden. Ich ermuntere alle Aktivisten, sich mit der Trump-Regierung zu treffen und ihre Meinung kundzutun. ○



«Wo unser Land gegenwärtig steht»: Schauspieler Smollett bei seiner Verhaftung am 21. Februar in Chicago.

Inszenierte Gewalt

Ein vermeintlich rassistischer Akt gegen den schwarzen Schauspieler Jussie Smollett empört die USA. Der Fall ist nur der jüngste, infamste in einer langen Reihe von vorgetäuschten Hassverbrechen, mit denen Stimmung gegen Präsident Trump gemacht werden soll. *Von Amy Holmes*

Der TV-Star Jussie Smollett behauptet, in den frühen Morgenstunden des 29. Januar in Chicago auf einer menschenleeren Strasse von zwei Schlägern brutal überfallen worden zu sein. Der schwarze, offen schwule Schauspieler gibt an, zwei verummte Männer hätten ihn um zwei Uhr nachts auf dem Heimweg von einem Sandwich-Shop überfallen und ihn mit homophoben und rassistischen Äusserungen beleidigt. Die beiden hätten ihn von seiner populären Hip-Hop-Soap-Opera «*Empire*» wiedererkannt, ihn geschlagen, getreten, Bleichmittel über ihn ausgekippt, ihm einen Strick um den Hals gelegt und gerufen: «Dies ist MAGA-Land!» (eine Anspielung auf Trumps Wahlkampfslogan «*Make America Great Again*»).

Prominente, Politiker und Journalisten überschütteten den einstigen Kinderstar umgehend mit ihrer Anteilnahme. Halle Berry, Reese Witherspoon und eine ganze Armee glanzvoller Hollywoodstars bekundeten ihre tiefempfundene Solidarität. Die demokratischen Senatoren und Präsidentschaftskandidaten Kamala Harris und Cory Booker bezeichneten den Vorfall als «modernes Lynchen». Die demokra-

tische Abgeordnete Maxine Waters machte Präsident Donald Trump höchstpersönlich für diese Tat verantwortlich. Wütend warf sie ihm vor, «die Öffentlichkeit zu spalten und all jene Leute zu ermutigen, die so denken». Selbst Präsident Trump meldete sich zu Wort und erklärte: «Das ist echt schlimm.»

«Abgehalfterte weisse Männer»

Bestärkt durch diesen öffentlichen Zuspruch, schilderte Smollett in der landesweit ausgestrahlten morgendlichen Nachrichtensendung «*Good Morning America*» detailliert den traumatischen Vorfall in jener eiskalten Nacht in Chicago. Unter Tränen und doch kämpferisch erklärte er dem freundlich nickenden und verständnisvollen Moderator, der Angriff auf ihn «macht deutlich, wo unser Land gegenwärtig steht». Viele amerikanische Medien sahen das ähnlich.

Eugene Scott kommentierte in der *Washington Post*: «Für viele schwarze schwule Amerikaner ist dieser Vorfall – und die politische Natur des Angriffs – eine neuerliche Erinnerung, dass die Vision des Präsidenten von einem «grossartigen Amerika» offenbar nicht für sie gilt.»

Joshua Rivera schrieb in *GQ* leidenschaftlich und voller Empörung, dass Amerika sich «für die blinde Wut abgehalfterter weisser Männer entschieden» habe. Smolletts alpträumhafte Erfahrung sei «nur das jüngste, anschauliche Beispiel für die Wut homophober Rassisten, die die Strassen unserer Städte unsicher machen und keinen Zweifel daran lassen, dass diese Leute lynchen können, wenn sie das wirklich wollen, und vielleicht sogar ungeschoren davonkommen.»

Das Problem? Nichts davon ist wahr. Nach umfangreichen Ermittlungen, an denen zwei Dutzend Kriminalbeamte beteiligt waren, hat sich für die Chicagoer Polizei ergeben, dass Smollett zwei nigerianischen Amerikanern (von denen einer sein Personal Trainer ist) die Summe von 3500 Dollar bezahlt hat, um diese Geschichte zu inszenieren. Nach Angaben der Ermittler soll Smollett unzufrieden gewesen sein mit seiner Gage (125 000 Dollar pro Folge) und gehofft haben, durch die landesweite Medienaufmerksamkeit seinen Marktwert steigern zu können.

In einer Pressekonferenz informierte der Polizeichef von Chicago, Police Superintendent

Eddie Johnson, über die vorliegenden Erkenntnisse und fragte sichtlich erbost: «Warum würde irgendjemand, zumal ein Afroamerikaner, auf das Symbol einer Schlinge zurückgreifen, um falsche Anschuldigungen zu erheben?»

«Du solltest besser verschwinden!»

Aufmerksamkeit, Berühmtheit, Geld, Sympathie. Wie sich zeigt, ist der sonderbare Fall des Jussie Smollett nur der jüngste und infamste in einer langen Reihe von vorgetäuschten Hassverbrechen, mit denen Stimmung gegen Trump gemacht werden soll.

Eine Woche vor den Präsidentschaftswahlen 2016 setzte ein Brandstifter die Kirche einer mehrheitlich schwarzen Gemeinde in Greenville, Mississippi, in Brand. «Wählt Trump!» hatte jemand an die historische Kirche gesprayed. Der Bürgermeister des Ortes machte Trumps Wahlkampfretorik für den Übergriff verantwortlich. Wie sich zeigte, war das Feuer jedoch von Andrew McClinton gelegt worden, einem 45-jährigen schwarzen Gemeindeglied.

Ein paar Tage nach dem Wahltag kam es erneut zu einem Anti-Trump-Zwischenfall, diesmal in Malden, Massachusetts. Ein Zwanzigjähriger gab gegenüber der Polizei an, er sei beim Aussteigen aus einem städtischen Bus von zwei Männern belästigt worden, die ihn rassistisch beleidigt und «Dies ist jetzt Trump-Country!» gegröhl hätten. Später räumte der Mann ein, den Zwischenfall erfunden zu haben.

Im selben Monat behauptete eine muslimische Studentin an der Universität von Louisiana, zwei weisse Trump-Anhänger hätten ihr den Hidschab vom Kopf gerissen, sie angegriffen und ausgeraubt. Ihre Darstellung erwies sich als frei erfunden.

Sie war nicht die einzige Hidschab-tragende Studentin, die behauptete, von rechten Schlägern überfallen worden zu sein. Einen Tag nach der Wahl erklärte eine muslimische Studentin von der San Diego State University gegenüber der Polizei, Anhänger von Trump hätten ihr Geldbörse und Rucksack entwendet und gerufen: «Jetzt, da Trump Präsident ist, solltest du besser verschwinden!» Und dann seien sie mit ihrem Auto davongefahren. Es zeigte sich, dass alles erfunden gewesen war, auch der Autodiebstahl. Die Frau hatte einfach vergessen, wo sie ihren Wagen geparkt hatte.

Im darauffolgenden Monat machte eine New Yorkerin mit einem angeblichen Überfall Schlagzeilen. Die Achtzehnjährige behauptete, eine Gruppe geistesgestörter Trump-Anhänger habe sie in der U-Bahn attackiert und ihr das Kopftuch weggerissen, während die Mitreisenden untätig zugeschaut hätten. Später räumte sie ein, die Geschichte aus Angst vor ihrem Vater erfunden zu haben, weil sie so spät noch unterwegs gewesen war. Ihre Sorge war berechtigt, denn als ihr Vater von der Sache erfuhr, befahl er seiner Tochter, sich den Kopf kahlzuscheren. Wilfred Reilly, Politologe an der Kentucky State

University, beschäftigt sich in seinem neuen Buch «Hate Crime Hoax» mit diesem eigentümlichen Phänomen. Wie er im Gespräch mit der *Weltwoche* unterstreicht, wurden zwischen 2012 und 2017 mehr als 350 vorgetäuschte Hassverbrechen registriert. Tatsächliche Hassverbrechen, sagt er, seien relativ selten. 2017 wurden dem FBI 7175 Hassverbrechen gemeldet.

Der einstige Kinderstar wurde umgehend mit Anteilnahme überschüttet.

Im selben Jahr registrierte das FBI insgesamt 1247321 Gewaltverbrechen.

Epidemisches Ausmass?

Politiker und grosse Teile der Medien sind indes überzeugt, dass Hassverbrechen seit der Wahl von Donald Trump ein epidemisches Ausmass erreicht haben. Man verweist auf FBI-Statistiken, laut denen die Zahl der Hassverbrechen zwischen 2016 und 2017 um 17 Prozent gestiegen ist. Das Southern Poverty Law Center spricht gar von einem «Trump-Effekt».

Aber stimmt das? Provoziert Trumps Amerika tatsächlich die Wut rassistischer Schläger?

Robby Soave von der Zeitschrift *Reason* hat sich die FBI-Statistiken näher angesehen und festgestellt, dass die erwähnten 17 Prozent auf die zusätzlichen tausend Agenturen zurückzuführen sind, die Daten von Hassverbrechen sammeln. Und laut dem Bureau of Justice Statistics «unterscheidet sich die Zahl der Hassgewaltverbrechen [im Jahr 2015] nicht wesentlich von der Zahl für 2004».

Um diese Zahlen politisch einzuordnen, weist das Center for the Study of Hate and Extremism darauf hin, dass die Zunahme von Hassverbrechen im Jahr 2017 mit dem jährlichen Anstieg unter Obama zu vergleichen ist. Mit anderen Worten: In Sachen Hassverbrechen steht Trumps Amerika nicht schlechter da als Obamas Amerika und Bushs Amerika zuvor.

Inzwischen haben die Fox Studios bekanntgegeben, dass Smollett bei den letzten beiden Episoden von «*Empire*» nicht mehr mitwirken werde. Smollett muss mit einer Anklage wegen Vortäuschung einer Straftat rechnen. Ihm droht, sofern er schuldig gesprochen wird, eine Haftstrafe von bis zu drei Jahren, und wenn er Pech hat, muss er auch für die Kosten der polizeilichen Suche nach den beiden angeblichen Schlägern aufkommen.

Ein empörter Präsident Trump fragt: «Was ist mit MAGA und den Abermillionen Menschen, die Sie mit Ihren rassistischen und gefährlichen Kommentaren beleidigt haben!?»

Smollett weist bislang alle Vorwürfe von sich und beharrt auf seiner Unschuld.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Poliwood

Die Oscar-Show wird immer politischer. Dem Publikum gefällt's – nicht.

Washington ist Hollywood für Hässliche», lautet ein alter Hauptstadt-Witz. Derweil mutiert die Oscar-Gala zur Politikschau für Schöne. Komödiantin Maya Rudolph stürmte am Sonntag bei der 91. Version der Zeremonie als Erste auf die Bühne: «Heute Abend haben wir keinen Moderator. Es wird keine Preiskategorie für den populärsten Film geben. Und Mexiko bezahlt nicht für die Mauer.» Der dreifache Oscar-Preisträger, der spanische BondBösewicht Javier Bardem, lieferte seinerseits einen Einzeler mit Seitenhieb: «Es gibt weder Grenzen noch Mauern, die Genialität und Talent zurückhalten können!» (Genauso wenig wie die furchteinflössende Pagenfrisur, mit welcher er in «No Country for Old Men» aufkreuzte.) Und der Preisträger in der Kategorie «Bestes adaptiertes Drehbuch» für «BlacKkKlansman», Regisseur Spike Lee, beschwor das Publikum: «Die Wahlen 2020 stehen vor der Tür. Macht alle mobil! Lasst uns auf der richtigen Seite der Geschichte stehen.» Obwohl Präsident Trump nie mit Namen genannt wurde, brandmarkte er Lees Bemerkungen via Twitter als «rassistischen Schlag gegen deinen Präsidenten, der mehr für Afro-Amerikaner getan hat [...] als fast jeder andere Pres!».

Die Oscar-Schau wird politischer, bestätigt die *New York Times*. Eine Umfrage von Morning Consult dokumentiert, dass 39 Prozent der erwachsenen Amerikaner weniger interessiert sind, das TV anzuschalten, «wenn Stars politisch werden». 29,6 Millionen Amerikaner schauten beim jüngsten Spektakel rein. Damit erzielte die Sause die zweitschlechteste Publikumsquote seit Beginn der Messung 1974. Die grösste Überraschung des Abends? *Baby Face* und bester männlicher Hauptdarsteller, «Bohemian Rhapsody»-Star Rami Malek, ist tatsächlich schon 37 Jahre alt. Was immer er zu sagen hat, gebt dem Mann eine stehende Ovation! *Amy Holmes*

«Merkel kann kein Deutsch»

Schwurbeln, schwafeln, schwätzen: Der deutsche Autor Alexander Kissler hat fünfzehn der häufigsten Politiker-Phrasen entschlüsselt. Seine Erkenntnisse sind ernüchternd. Hoffnung gibt es für die Schweiz und Österreich. *Von Wolfgang Koydl*

Herr Kissler, beherrschen deutschsprachige Politiker eigentlich ihre Muttersprache?

Ich weiss nicht, wie sie sich im privaten Umfeld äussern. Aber wenn ich die öffentlichen Äusserungen zum Massstab nehme, muss ich sagen: Sie beherrschen ihre Muttersprache nur mangelhaft.

Können sie nicht, oder wollen sie nicht?

Das hält sich die Waage. Frau Merkel zum Beispiel, die Bundeskanzlerin, kann kein Deutsch. Andere Politiker setzen eine verschwurbelte, inhaltsleere, gleichwohl moralisch aufgeladene Sprache bewusst ein, um Sätze zu produzieren, denen man – wenn man sie oberflächlich hört – nur zustimmen kann. Dafür braucht man eine Sprache ohne Kanten, ohne präzise Wörter, mit Globalbegriffen und pauschalen Formulierungen, mit Empfindungen statt Erkenntnissen, Erfahrungen statt Einsichten, Erlebnissen statt Argumenten.

Letztlich also Gemeinplätze, Phrasen. In Ihrem Buch haben Sie fünfzehn davon ausgewählt. Warum gerade diese?

Die Liste hätte länger sein können, aber ich habe mir bewusst eine Grenze gesetzt. Seit der Niederschrift sind mir weitere Phrasen aufgefallen, die es wert wären, in ihre Einzelteile zerlegt zu werden. In der Politik sind Phrasen allgemeine Aussagen mit maximalem moralischem Anspruch bei minimaler inhaltlicher Füllung. Ausgangspunkt meines Buches war die berühmte Phrase Merkels von 2015, «Wir schaffen das»: ein machtbewusster Behauptungssatz mit hohem moralischem Überschuss. Andere Gemeinplätze sind schlicht kontrafaktisch. Zum Beispiel: «Gewalt ist keine Lösung.» Das hören wir ständig, von den Kirchen, von Politikern. Gemeint ist, dass wir uns wünschen, dass Gewalt keine Lösung wäre. Ich teile diesen Wunsch. Aber wenn wir in die Geschichte schauen, ist Gewalt häufig eine Lösung gewesen. Wo stünden die Deutschen, wenn 1945 nicht durch Gewalt eine Lösung der Nazi-Diktatur stattgefunden hätte? Was bliebe von der Demokratie ohne staatliches Gewaltmonopol?

Werden Phrasen aus Bequemlichkeit verwendet oder absichtlich?

Zumeist aus Bequemlichkeit. Man scheut die Mühe des Gedankens. Mit Phrasen kann man Nachdenklichkeit simulieren. Denken bedeutet Arbeit am Gedanken.



Mutti aller Phrasen.

Unsere politische Sprache ist mittlerweile so phrasengesättigt, dass sich ganze Cluster gebildet haben. Man handelt sich von Phrase zu Phrase. Ein Politiker verwendet eine Phrase, der nächste greift sie auf. Das führt dazu, dass die Wirklichkeit vom Reden über die Wirklichkeit entkoppelt wird.

Warum fällt man so leicht auf Phrasen herein? Warum werden sie so leichtfertig nachgeplappert?

Weil Phrasen durch ihr Pathos zunächst ein gemeinden und nicht ausgrenzen. Sie machen ein niederschwelliges intellektuelles Angebot mit hoher moralischer Aufladung. Phrasen laden zum Nicken ein. Ich nenne sie den Wackeldackel auf der Hutablage unseres Diskurswagens: Sätze, die mit geringstmöglichem Aufwand das grösstmögliche Einverständnis erzielen wollen.

Phrasen wurden freilich schon immer gedroschen. Ist es schlimmer geworden?

Meine Untersuchung beginnt 2015 mit dem Höhepunkt der «Willkommenskultur»-Phraseologie. Natürlich gab es Phrasen schon immer – denken Sie nur an die Phrasenjäger Flaubert oder Balzac –, sie verbreiten sich heute aber leichter und schneller über die sozialen Medien. Sie sind viral

geworden, infektiös, stecken einander an. Die Phrase ist keine Lüge, aber bewegt sich im Vorhof der Lüge, wo zwischen Wahrheit und Nichtwahrheit, zwischen sachlicher Angemessenheit und Pathos nicht mehr unterschieden wird. Diese Vernebelung ist das strategische Ziel der Phrase. Phrasen waren nie ein so starkes Herrschaftsinstrument wie heute. Der absolute Monarch braucht keine Phrasen, weil er durch absolute Macht herrscht. Insofern gehören Phrasen zur Demokratie. Freiheit bedeutet auch die Freiheit zur Phrase. Aber wenn sie die politische Bewusstseinsbildung verstellen, wenn Phrasen zu Basta-Wörtern werden, haben wir ein Problem.

Eignet sich die deutsche Sprache besonders gut für Phrasen?

Wie heisst es im «Faust»? «Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.» Die Deutschen sind eigentlich uncharmant, aber präzise. Das gerät zum Nachteil, weil wir kaum die Möglichkeit haben, öffentlich charmant und gewinnend zu reden. Da hat es die französische Sprache leichter. Wir haben auch nicht im selben Mass Ironie zur Verfügung wie das Englische. Das Deutsche ist hart, man kann im Deutschen kommandieren

und gliedern. Aber da keinem in der derzeitigen politischen Klasse der Sinn nach Kommando oder klarer Analyse steht, weicht man in die phrasenhafte Rede aus. So stellt man den Anschein von Ordnung her, der aber sprachlich gerade nicht gegeben ist.

Wie steht es denn um die Medien? Sie dekodieren Phrasen nicht nur nicht, sie verwenden ja auch selbst verschleiernde Begriffe.

Niemand entkommt ganz der Phrase, das gilt wahrscheinlich auch für mein Buch. Die Phrase ist eine verdichtete Rede, die zuspitzt und pointiert. Journalisten sind heute mehr denn je willige Abnehmer von Phrasen ebenso wie Produzenten und Händler von Phrasen. Das liegt auch am ökonomischen Druck. Immer weniger Journalisten schreiben unter immer grösserem Druck immer schlechtere Texte. Das Diktat der Zeit trifft auch Politiker. Je weniger Zeit ich habe, um nachzudenken, desto leichter greife ich zum Satzbaukasten der Phrase. Indem Journalisten die Phrasen der Politiker ungeprüft weitertragen, geben sie Phrasen die falsche Weihe des Arguments.

Welchen Anteil an der Politikverdrossenheit hat die politische Sprache?

Einen sehr hohen, denn die phrasengesättigte Sprache kann Politik vor der Wirklichkeit abdichten. Nehmen wir eine Phrase wie «Das war suboptimal». Was suboptimal ist, bewegt sich offenbar knapp unterhalb des Optimums. Dabei kann das «Suboptimale» grundfalsch sein. Oder «nachbessern»: Es wird so der Eindruck vermittelt, Politik sei ein permanent lernendes System auf dem Weg zur prinzipiell besten Lösung. Aber wir wissen, dass sie das leider oft nicht ist. Politik kann in Sackgassen enden, und Phrasen biegen Sackgassen zu Sprungschancen des Fortschritts um.

Sie hatten bereits Angela Merkel erwähnt. Welchen Einfluss hatte sie auf die Phrasendrescherei in der politischen Sprache?

Was den deutschen Sprachraum angeht, ist Frau Merkel die Mutti aller Phrasen. Im mündlichen Vortrag ist es schwierig, einen

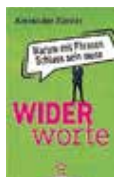
Satz von ihr zu finden, der unfallfrei ins Ziel gelangt. Oft werden Sätze nicht zu Ende geführt, das Prädikat passt nicht zum Subjekt, es werden sinnlos Objekte aneinandergereiht. Ein Satz beginnt mit «wir» und geht weiter mit «das ist auch Europa, die Nato, das ist, Menschen in Not zu helfen». Wenn man ernst nähme, was sie redet, hiesse das: «Wir,

das ist die Menschheit.» Da sie im Pluralis Majestatis spricht, meint sie: «Ich, die deutsche Kanzlerin, bin für die Welt zuständig.» Der politische Erfolg von Frau Merkel hat dazu beigetragen, dass die politische Rede auf den Hund gekommen ist. Jeder kann nun mit Blick auf Angela Merkel sagen: Du musst nicht verständlich reden, du musst dir keine klugen Gedanken machen. Wenn du so redest, dass jeder dir zustimmen und keiner dich greifen kann, wirst du es weit bringen. Das ist verheerend in einem Land, das in die nächste Bildungskatastrophe hineinstolpert nach dem Motto: Warum präzise sein? Es geht auch vage.

Wie sieht es denn in den beiden anderen deutschsprachigen Ländern Österreich und der Schweiz aus?

Österreich ist ein Jungbrunnen der deutschen

Sprache: Doderer etwa, Hofmannsthal, Bernhard, Drach. Wenn ich Interviews mit Bundeskanzler Sebastian Kurz lese, habe ich den Eindruck, dass er sich um eine klare Sprache bemüht. Die Schweiz ist als Vielvölkernation ein geglücktes sprachliches Experiment. Ich habe zwei Jahre in Luzern gelebt und das Schweizerdeutsch schätzen gelernt. Es hat diese sehr direkte Benennungskraft. Erst wenn der Schweizer ins Hochdeutsche wechselt, läuft er Gefahr, sich ins Phrasendeutsch einzureihen. Generell ist die Sprache in der Schweiz der Phrase eher abhold. Sie ist konkreter, aber auch träger, und damit fördert sie Nachdenklichkeit. Begriffe wie «suboptimal» oder «alternativlos» können Sie nicht ins Schweizerdeutsche übersetzen.



Alexander Kissler: Widerworte. Gütersloher Verlagshaus. 208 S., Fr. 28.90

EU

Theaterdonner

Die Empörung über Viktor Orbán ist gespielt. Europas Christdemokraten brauchen ihn mehr als er sie.



Viktor Orbán.

Eine Lebenslüge der EU ist die Überzeugung, dass sie eine Wertegemeinschaft ist, ein moralischer Leuchtturm in einer See von Heuchelei, Autokratie und Korruption, ein Bund einzig wahrer Demokratien.

Dass der Anspruch mit der Realität kollidiert, zeigte sich soeben in Ägypten, wo die EU

mit so lupenreinen Demokratien wie Somalia, dem Sudan und Saudi-Arabien an einem Tisch sass. Kommissionschef Jean-Claude Juncker, bekannt für seine mitunter erfrischende Ehrlichkeit, wies Kritik zurück: Würde er nur mit Demokraten reden, bemerkte er launig, wäre seine Arbeitswoche schon am Dienstag zu Ende.

Mit so viel Nachsicht kann Viktor Orbán nicht rechnen. «Genug ist genug», verkündete der Juncker, nachdem die ungarische Regierung ihn neben den amerikanischen Investor George Soros als Drahtzieher der illegalen Migration gestellt hatte. Nun will auch Juncker Orbáns Fidesz-Partei aus der EVP, dem europäischen Zusammenschluss christdemokratischer Parteien, ausschliessen.

Ablenkungsmanöver

Mit Werten hat diese Empörung freilich nichts zu tun, sondern mit dem Wahlkampf für das Europaparlament. Nach den Sozialdemokraten und Liberalen haben nun auch die europäischen Christdemokraten den ungarischen Regierungschef als Prügelknaben entdeckt, um von den echten Problemen abzulenken: amerikanische Handelszölle, afrikanische Migration, britischer Abschied, französisches Staatsversagen, siechende deutsche Wirtschaft.

Doch das ist alles nur Theaterdonner. Noch hat niemand formell einen Antrag auf einen Ausschluss gestellt, und es wird wohl auch nicht dazu kommen. Denn da die EVP-Parteien bei den Wahlen im Mai Federn lassen werden, brauchen sie jede Stimme, um ihren Spitzenkandidaten, den farblosen Niederbayern Manfred Weber, ins Amt des Kommissionspräsidenten hieven zu können. Orbán hingegen dürfte Stimmen gewinnen – weil er schon immer gegen Europas Willkommenskultur war und damit recht behielt. Das ist es, was man ihm in Brüssel nie verzeihen wird. *Wolfgang Koydl*



Ikone der Woche

Verbotene Liebe

Von Rico Bandle

Die beiden liegen da, in Gedanken versunken, voneinander abgewandt und doch vereint. Die Frau pflückt rosa Blüten eines Buschs, in dessen Schatten sie liegt; er spielt für

sie auf der Flöte, den Blick mutmasslich in die Ferne gerichtet. Das Frühlingsbild von Arnold Böcklin von 1862 gehört zu den Meisterwerken aus der Gottfried-Keller-Stiftung, die derzeit in Zürich (und ab 24. März auch in Lugano) ausgestellt werden. Das Gemälde repräsentiert alles, was Stiftungsgründerin Lydia Welti-Escher ein Leben lang verwehrt geblieben ist: Leichtigkeit, Harmonie, Liebesglück.

So tragisch ihr Leben auch war, es enthält alle Ingredienzen für grossen Hollywood-Stoff,

made in Switzerland: Reichtum, Macht, Liebe, Eifersucht.

Lydia Welti-Escher war die Tochter von Alfred Escher, Gründer der Kreditanstalt und der ETH, Erbauer des Gotthardtunnels, eine der reichsten Personen der Schweiz. Ihr Mann, Friedrich Emil Welti, war der Sohn von Bundesrat Emil Welti – für ihn war die Ehe mit Eschers Alleinerbin der Schlüssel zum Schweizer Wirtschaftsadel. Lydia, im goldenen Käfig gelangweilt, brennt in Italien mit dem Künst-



*Hollywood-Stoff,
made in Switzerland:
«Der Frühling»
von Arnold Böcklin, 1862.*

ler Karl Stauffer durch, will die Scheidung, ihren Geliebten heiraten. Der Ehemann lässt diese Schmach nicht auf sich sitzen und erwirkt, dass seine Frau in die Klapsmühle gesteckt und Stauffer wegen Schändung einer Irren verhaftet wird.

Genie oder Kitschmalerei?

Welti-Escher und Stauffer kommen über die erzwungene Trennung nicht hinweg, beide begehen 1891 Selbstmord. Vorher aber noch

gründet sie mit den übriggebliebenen Millionen, die sie vor dem Zugriff ihres Ex-Mannes retten konnte, die Gottfried-Keller-Stiftung. Die Stiftung umfasst heute eine der grössten und wichtigsten Kunstsammlungen der Schweiz.

Arnold Böcklins «Der Frühling» hat die Stiftung zwar erst nach Welti-Eschers Suizid erworben, die Stifterin und der Künstler waren einander aber wohlbekannt. Sie hatte ihn sogar persönlich in den Stiftungs-Beirat

geholt, zusammen mit Albert Anker. Bei kaum einem Künstler gehen die Expertenmeinungen allerdings so weit auseinander wie bei Böcklin: vom verkannten Genie bis zum gefälligen Kitschmalerei ist alles dabei. Welti-Escher dürfte zu den Bewunderinnen gehört haben. Der Künstler hatte sich an den italienischen Meistern orientiert und selber lange in Italien gelebt – jenem Land, in dem sie während kurzer Zeit der langersehnten Liebe so nah war.

«Beuys kam regelmässig zu uns nach Hause»

Der in New York ansässige Galerist David Zwirner gehört zu den mächtigsten Kunsthändlern der Welt. Er erzählt, warum er nicht jedem Kunden jedes Werk verkauft, warum es an seinen Vernissagen keinen Alkohol gibt und selbst Millionendeals nur per Handschlag besiegelt werden. *Von Ulf Lippitz*

Er hätte allen Grund, wortkarg und geheimniskrämerisch zu sein. David Zwirners Galerie gleichen Namens ist mit einem geschätzten Jahresumsatz von einer halben Milliarde US-Dollar die zweitwichtigste der Welt. Bei Zwirner wissen Jeff Koons, Neo Rauch, Isa Genzken, die Grössen der Branche, ihre Kunst in guten Händen, bei ihm handeln die wichtigsten Sammler ihre Deals aus. Der 54-Jährige schreitet in die Berliner Hotellobby, ein grossgewachsener Mann mit einem festen Händedruck, gerader Statur und klarer Stimme. «Mega-Dealer» nennt ihn die *New York Times*, er lächelt entschuldigend – es ist nicht seine Wortwahl.

Von einem kleinen Laden im New Yorker Bohemenviertel Soho hat er es zu museums-grossen Ausstellungsräumen in Chelsea sowie Dépendancen in London und Hongkong gebracht. Wenn er redet, spricht er selbst nach mehr als 25 Jahren in Manhattan mit einem leichten Rheinländer Dialekt. Man will ihm sofort ein Bild abkaufen, so viel Vertrauen strahlt er aus.

Herr Zwirner, der Kunstbetrieb gilt als diskret. Ist es vulgär, über Zahlen zu reden?

Das finde ich ein doofes Klischee. Wir verkaufen sehr teure Kunst, und wenn Sie sich für ein Werk interessieren, müssen Sie mit dem Preis umgehen. Ich kann nicht so tun, als ob ich mich über die Zahlen schäme. Das wäre zutiefst unehrlich.

Bei Ihren Künstlern wie Jeff Koons, Neo Rauch oder Luc Tuymans stehen am Ende sechs- bis siebenstelligen Summen, wenn Sie die Werke verkaufen. Staunen Sie selbst darüber?

Na ja, hätte ich mir vor 25 Jahren nicht so vorgestellt. Das hat sich stetig entwickelt. Diese Karrieren sind von Ausstellungen in den bedeutendsten Museen begleitet. Und dann machen mir die Zahlen auch keine Angst, weil ich weiss, dass es sich nicht um Potemkinsche Dörfer handelt, sondern um eine gesund gewachsene Nachfrage.

Ihr Vater war der Kölner Kunsthändler Rudolf Zwirner, der die Art Cologne mitgründete. Ein Ratschlag von ihm: Nicht feilschen, wenn es um ein gutes Kunstwerk geht.

Man grämt sich im Nachhinein nie darüber, dass man vielleicht ein bisschen zu



«Ich bin kein Sammler»: Kunsthändler Zwirner in seiner Londoner Galerie.

viel bezahlt hat. Aber man ärgert sich unendlich, wenn einem ein Werk durch die Lappen gegangen ist. Und das ist mir einige Male passiert.

Zum Glück haben Sie auch welche erworben.

Ich bin kein Sammler. Das würde mich in Konflikt mit meinen Kunden bringen. Aber unsere Wohnung in New York ist voller Kunst. Ich liebe On Kawara, den japanischen Konzeptkünstler, der mit seinen «Date Paintings» in den sechziger Jahren berühmt wurde. Von denen habe ich zwei graue. Wenn es

brennen würde, würde ich mir die schnappen und damit auf die Strasse rennen.

Kriegt David Zwirner bei seiner eigenen Galerie Discount?

Natürlich nicht.

Was sagen Sie jemandem, der nach einem Discount fragt?

Das kann ich Ihnen nicht sagen. In unserem Metier wird gehandelt, natürlich, es wäre jedoch ein Missverständnis, anzunehmen, dass es jedes Mal einen Nachlass gibt.

Mögen Sie das Verhandeln?

Das ist das Einzige, was mir keinen Spass macht. Es gehört leider zu unserem Geschäft.

Sind Sie ein guter Geschäftsmann?

Wir haben einen gestandenen Betrieb mit 170 Mitarbeitern und mehreren tausend Quadratmeter Ausstellungsfläche. Das hätte ich wahrscheinlich nicht hingekriegt, wenn ich kein guter Geschäftsmann wäre.

Was finden Sie spannend?

Die Vermittlung von Kunst. Bevor meine Galerie 1993 eröffnet wurde, habe ich mehrere Monate für einen Verleger in New York gearbeitet. Die Firma produzierte wunderschöne Grafiken von John Baldessari, Lucian Freud und Bruce Nauman, doch keiner wollte die Weltkunst haben, weil gerade der Markt komplett einbrach. Ich habe mir gesagt, einen Abnehmer muss es immer geben: die Museen. Also habe ich mir wie ein Tour-Roadie einen grossen Koffer bauen lassen, steckte die Grafiken hinein und klapperte mit einem Minivan die Museen Amerikas ab. Da stand ich als 26-Jähriger, grosse weisse Mappen unterm Arm, und erklärte den absoluten Profis Kunst. Die ersten Male habe ich mich fürchterlich blamiert, aber mit der Zeit habe ich einige Werke verkauft. Danach wusste ich. Ich will meinen eigenen Laden aufmachen.

Angefangen haben Sie in einem Ladenlokal in Soho, in dem nur ein Klapptritt stand und die Heizung nicht funktionierte.

Wir hatten einen knallharten Vermieter, der die Heizung abgedreht hat, wenn er das Wochenende weg war – und dann haben wir manchmal gefroren.

Gewärmt haben Sie sich mit Dosenbier.

Das verbuche ich unter Betriebsromantik. Wir tranken eigentlich «Rolling Rock» aus der Flasche, das billigste Bier, das uns geschmeckt hat. Irgendwann wurde mir klar, dass die Stadtkohloliker um kurz vor sechs vor der Galerie standen und drei Bier hintereinander wegtranken. Seitdem schenken wir keinen Alkohol mehr auf unseren Eröffnungen aus.

Nicht mal Champagner?

Bei einer *private view* servieren wir ein Glas Wein. Ich muss als Allererstes die Arbeiten beschützen, damit nichts kaputtgeht. Wir haben gemerkt, Alkohol und Aufsichtspflicht passen nicht gut zusammen. Tut mir leid.

Bei Ihnen gibt es nichts zu trinken. Worin unterscheidet sich Ihr Geschäftsmodell ansonsten von dem Ihres Vaters?

Was nicht mehr machbar ist: sich nicht klar zu Künstlern bekennen. Mein Vater hat Künstler nicht direkt repräsentiert, sondern eine Ausstellung mit ihnen gemacht. Er hat sich nie um das Karrieremanage-



Perspektive eines Kindes: Jeff Koons in Hong Kong.

ment gekümmert. Wenn wir heute mit einem Künstler arbeiten, agieren wir international und versuchen, ihn weltweit zu vertreten.

War der Weg in die Kunst bei Ihnen vorprogrammiert?

Hätte man mich als Teenager nach meinen Interessen gefragt, wäre es nicht Kunst gewesen. Ich habe in meiner Freizeit andere Sachen gemacht, als in Museen zu gehen. Lieber habe ich Fussball gespielt, FC Junkersdorf, erst in der Schule, dann im Verein.

Trotzdem sind Sie in die Welt Ihres Vaters hineingewachsen.

Natürlich, wir hatten die Galerie im Erdgeschoss und in der Beletage Mischkultur. Da war die Küche, wurde zu Mittag gegessen und mancher Kunde hingebacht. Ganz grosse Kunst hing an der Wand. Mal Cy Twombly, Andy Warhol oder Gerhard Richter. Beuys kam regelmässig zu uns nach Hause, er hatte immer den Hut auf und trug eine komische Weste, so eine mit Patronentaschen. Als ich sechs war, habe ich eine Performance des britischen Künstlerpaars Gilbert & George gesehen, das sich silber- und goldfarben anmalte. Ich sass auf den Schultern meines Vaters und schaute über alle Menschen rüber zu diesen beiden Roboterfiguren, die sich fast nicht bewegten. Ich fand sie ein bisschen gruselig.

Was hat Ihnen Ihr Vater beigebracht?

Genauer hinzugucken. Sich nicht nur vor ein Bild zu stellen und zu sagen: «Ah, Adam und Eva, Liebesszene», sondern zu versuchen, es zu entschlüsseln. Künstler machen es uns nicht einfach, sie bauen verschiedene Ebenen ein. Gerade bei alten Meistern ist das ausgearbeitet. Oder denken Sie an Beuys. Eine Installation von ihm ist nicht nur Material im Raum, sondern transportiert eine Geschichte. Je mehr man weiss, umso besser kann man mit Kunst umgehen.

Der Kunstauktionator Simon de Pury sagt: «Wer naiv vor einem Werk steht, hat den schärfsten Blick.»

Dem würde ich nicht zustimmen. Wer hochinformiert vor dem Werk steht, hat den schärfsten Blick.

Jeff Koons kontert: «Es gibt keine richtige und falsche Ästhetik.» Warum dann Museen und Galerien besuchen, Kunst kuratieren?

Das ist das zentrale Thema von Jeff: die Akzeptanz. Dass der Betrachter unvoreingenommen einem Werk gegenübersteht. Wird schwer, weil wir voller Neurosen sind und bereits mit kulturellen Verkrampfungen durchs Leben marschieren. Wir haben einfach zu viel Ballast angehäuft. Ich glaube, dass Jeff versucht, Kunst wie aus der Perspektive eines Kindes zu schaffen. Das meint Simon de Pury vielleicht: Wenn man frei von Vorurteilen an Kunst rangeht, wird es interessant.

Als Jeff Koons vor sechs Jahren seinen Galeristen Larry Gagosian verliess und zu Ihnen kam, war das ein Coup.

Das war eine unheimliche Überraschung. Ich hatte das nicht erwartet. Jeff hat sich dafür entschieden, weil er sich neu orientieren wollte. In der Öffentlichkeit hat das natürlich viel Wirbel ausgelöst.

Es hiess, Sie forderten Gagosian heraus, den mächtigsten Kunsthändler der Welt.

Darüber reden die Menschen gern, weil sie Rivalitäten verstehen. Dabei kenne ich Larry Gagosian gar nicht.

Sie haben noch nie miteinander telefoniert?

Nein, wir sagen uns höflich hallo, wenn wir uns auf einer Messe sehen. Klar, für Larry wird es eine unangenehme Situation ge-

«Trump hat bei uns noch nie nach Kunst gefragt. Da muss ich mir keine Sorgen machen.»

wesen sein, als Koons zu mir wechselte. Ab einem gewissen Niveau kann ein Künstler das allein entscheiden. Die meisten Künstler möchten das nur nicht. Gerhard Richter arbeitet seit Jahrzehnten mit Marian Goodman auf engstem Fuss.

Hätten Sie ihn gern?

Deswegen sage ich das nicht. Ich finde, die Beziehung ist exemplarisch für eine treue und intensive Zusammenarbeit – die ich mir auch mit meinen Künstlern wünsche.

Ihre Künstler sind weltbekannt. Das heisst, jeder Neureiche möchte ein Kunstwerk bei Ihnen ergattern.

Deshalb tun wir etwas, was sich gestelzt anhört: Wir platzieren die Werke. Uns interessiert der Kontext der Sammlung, was die Käufer damit vorhaben. Es gibt gewisse reiche Leute, die glauben, mit ihrem Vermögen könnten sie jede Arbeit kaufen. Falsch.

Würden Sie an Donald Trump verkaufen?

Er hat bei uns noch nie nach Kunst gefragt. Da muss ich mir keine Sorgen machen.

Wie selektieren Sie, wer bei Ihnen das Werk bekommt?

Wir möchten unsere Kunden kennen. Wer einfach nur anruft und nach einem Neo-

Rauch-Gemälde fragt, wird nicht weit kommen. Da gibt's eine lange Liste von Leuten, die auf ein neues Bild warten. Und wenn es kommt, gucken wir, bei wem es gut in die Sammlung passt.

Stimmt es, dass Bilder, die grösser sind als 2,4 Meter, schwerer zu verkaufen sind, weil sie nicht in die New Yorker Aufzüge hineinpassen?

Stimmt. Wir haben öfter das Problem gehabt, dass ein Bild nun gerade nicht in die schicke Wohnung in der Upper East Side reinpasste. Aber nicht verzagen. Die meisten Leute, die solche Kunst kaufen, haben im Normalfall schöne Landsitze in Long Island oder Florida.

Ist es Ihnen egal, ob ein Bild am Ende an einer Wand hängt oder in einem Lager in Singapur verschwindet?

Das Lager in Singapur oder in der Schweiz möchten wir so weit wie möglich vermeiden. Nur, oft haben gute Kunden bereits Riesensammlungen, die erwerben schon lange nichts mehr für die Wand. Ich freue mich, wenn ich einem Künstler nach einer erfolgreichen Ausstellung in die Augen gucken und sagen kann: Zwei Bilder sind im Museum gelandet, ein anderes hängt bei einem Sammler im Wohnzimmer.

Der deutsche Bildhauer Thomas Schütte sagt: «Von mir gibt es nur etwas, wenn die Sammler im Atelier auftauchen. Ich will sehen, wer meine Werke kauft. Das ist so eine Art Gesichtskontrolle.»

Das hört sich natürlich cool an. Die meisten Künstler möchten die Sammler jedoch nicht kennenlernen. Und das verstehe ich auch, weil da Welten aufeinanderprallen, die vielleicht gar nicht so kompatibel sind. Mein Job besteht darin, die Künstler davor zu schützen. Ihnen die Ruhe zu geben, sich der Urproblematik ihrer Arbeit zu stellen – morgens die Tür zum Studio aufzumachen und vor dem Nichts zu stehen: vor der weissen Leinwand, vor dem Klumpen Material. Das Verhältnis zu den Künstlern beruht noch immer auf Vertrauen: Wir haben mit Künstlern keine Verträge, nur bei Nachlassen. Die meisten Vereinbarungen werden mit einem *handshake* besiegelt.

Sie halten den Verkauf eines Millionenwerks nicht schriftlich fest?

99 Prozent aller Verkäufe schliessen wir per Handschlag oder Telefonat ab.

Ist das rechtsgültig?

Wenn ein Käufer zurücktreten möchte, ist das relativ einfach für ihn. Wir haben Stornierungen teilweise in Asien gehabt, wo die Kundschaft anders denkt.

Bleibt New York der Nabel der Kunstwelt?

Auf absehbare Zeit sicher. Ich kann mir vorstellen, dass der asiatische Markt grösser wird und vielleicht in Schanghai oder Peking ein Zentrum entsteht. ○

Jugend

Die Barbaren kommen

Gegen den glattgebügelten Pop-Mainstream machen deutsche Rapper mit grenzwertigen Texten und primitiven Sprüchen gewaltig Furore. Soll man das gar nicht erst senden? Nein. Von Giuseppe Scaglione

Ziemlich sicher kennen Sie «Die Fantastischen Vier», auch «Fanta 4» genannt. Obwohl die Musik der Rap-Formation aus Stuttgart vielfach als «Poprap» geschmäht wurde, waren dies die ersten Künstler, die im Jahr 1992 mit Deutschrapp (oder wie es die Band selber bezeichnen würde, «mit deutschem Sprechgesang») einen grossen Chart-Erfolg feiern konnten. Der Ohrwurm «Die da!?!» war in der Schweizer Hitparade während vier Wochen auf Platz eins anzutreffen. Fanta 4 waren Pioniere und bereiteten auch den Weg für viele weitere deutsche Hip-Hop-Acts.

27 Jahre später, im Jahr 2019, steht wieder ein Künstler aus der Sparte Deutschrapp an der Spitze der Charts: Capital Bra, der mit bürgerlichem Namen Vladislav Balovatsky heisst, ist der neue Held der Jugend. Wenn Sie noch nie etwas von ihm gehört haben, liegt es vielleicht an Ihrem Alter oder daran, dass Sie immer noch Radio hören – und nicht streamen. Denn obwohl Capital Bra, zumindest in Deutschland, gemessen an der Anzahl der Nummer-eins-Hits, der erfolgreichste Künstler des 21. Jahrhunderts und nach den Beatles der erfolgreichste Künstler aller Zeiten ist, wird er nicht im Radio gespielt.

Der 24-jährige Berliner Rapper mit russischen und ukrainischen Wurzeln ist auch in der Schweiz äusserst erfolgreich – und findet trotzdem nur auf Streaming-Diensten wie Spotify und Apple Music oder auf jungen Musikplattformen wie My105 statt. Von den meisten Radiostationen wird er boykottiert. Die Tatsache, dass es sich hier um den ersten Künstler handelt, dem es gelang, innerhalb von nur zehn Monaten neun Nummer-eins-Hits in den Musikcharts zu platzieren, während Abba dafür zehn Jahre brauchten, ist den Senderchefs anscheinend egal. Für sie ist auch der Text des neusten Hits, «Prinzessa», zu frech und dem Radiopublikum nicht zuzumuten. So gab zum Beispiel das Aargauer Lokalradio gegenüber der Pendlerzeitung *20 Minuten* zu Protokoll: «Solche Texte haben nichts im Programm von Radio Argovia zu suchen.» Und selbst der frühere «Störsender» SRF 3 spielt den Song nicht im Tagesprogramm. Dabei gehören die Lyrics von «Prinzessa» – wie *20 Minuten* richtig anmerkte – zu den harmloseren im Repertoire von Capital Bra. Ausser «Yarak» (türkischer Slang für «Penis») und «Hurentochter» fallen keine Kraftausdrücke.

Natürlich sind einige Texte der Deutschrapper nicht unproblematisch: Sexismus, Homo-

phobie, Antisemitismus und Verherrlichung von Drogen und Gewalt werden einem so selbstverständlich um die Ohren gehauen, als handle es sich um ein harmloses Liebeslied von Ed Sheeran. Ein grosser Teil des jungen Publikums scheint sich daran nicht zu stören – genauso wie man sich als Jugendlicher in den 80er Jahren nicht an «Jeanny» von Falco oder «Relax» von Frankie Goes to Hollywood gestört hat. Auch diese Songs wurden damals boykottiert. Dem Erfolg schadete es jedenfalls nicht.

Auch in der Musikredaktion von My105 haben wir intensiv darüber diskutiert, ob wir Deutschrapp-Songs auf unseren Musik-Channels spielen sollen. Im Gegensatz zu den meisten Radiostationen haben wir uns ganz klar dafür entschieden, weil wir keine Zensur betreiben. Wir sehen uns nicht als eine Art Wächterrat, der seine Präferenzen höher gewichtet als jene des Publikums. Wir bilden das ab, was heute bei jungen Hörern relevant und entsprechend gefragt ist. Deutscher Rap ist Mainstream – und gleichzeitig eine echte Jugendbewegung.

Nur als Alibiübung

Es gab eine Zeit, da hörten die Kids die gleiche Musik wie ihre Eltern. Das ist nun endlich wieder anders. Heute dürften viele Eltern kaum wissen, was ihre Kids hören. Die Texte sind für uns bei der Beurteilung eines Songs jedoch immer nur ein Element unter vielen. Offenbar sieht es das Publikum auch so.

Insbesondere bei deutschen Texten hat jeder seine eigene Schmerzgrenze. So ist bekanntlich für die SP-Frau Tamara Funicello bereits der Sommerhit «079» vom Schweizer Mundart-Popduo «Lo & Leduc» sexistisch.

Deutschrapp ist nicht neu. Neu ist jedoch die Dominanz dieses Genres in den Charts. In der deutschen Spotify-Bestenliste befinden sich derzeit neun Deutschrapp-Songs in den Top Ten. Einzig der US-amerikanische Superstar Ariana Grande verhindert, dass die zehn meistgestreamten Songs ausschliesslich aus der Sparte Deutschrapp stammen. Und selbst in der Schweiz und in Österreich findet man bei Apple Music sechs beziehungsweise sieben Deutschrapp-Songs in den Top Ten. Eine derartige Ansammlung eines einzelnen Genres in den vordersten Rängen der Hitparade gibt es sonst selten bis nie.

Für hitzige Diskussionen sorgte neulich vor allem die Tatsache, dass der Nummer-eins-Hit von Capital Bra weder in der Schweiz noch in



Echte Jugendbewegung: Deutschrapper Capital Bra (o.), Loredana und Mozzik (o. r.), Bad Bunny (r. u.).

Deutschland im Radio gespielt wird. Selbst die deutsche *Bild*-Zeitung titelte: «Sender verzichten auf Rapstar – Capital Bra zu extrem fürs deutsche Radio».

Dabei haben es sich die Medien zu einfach gemacht. Es wurde übersehen, dass es hier nicht um den Boykott eines einzelnen Songs geht. Es geht um weit mehr. Es ist nämlich nicht nur so, dass Capital Bra nicht gespielt wird. Es werden auch alle anderen Künstler aus der Sparte Deutschrapp nicht gespielt, obwohl sie in den Charts äusserst erfolgreich sind. Das gilt zum Beispiel auch für Azet & Zuna, Eno, Shirin David, KC Rebell, Bonez MC & RAF Camora oder für Mero.

Und es gilt sogar für die Schweizer Senkrechtstarterin Loredana, die mit bürgerlichem Namen Loredana Zefi heisst. Die junge Rapperin aus Emmenbrücke im Kanton Luzern hat mit «Romeo & Juliet» bereits ihren vierten internationalen Hit gelandet. Der Song kletterte in der Schweiz und in Österreich auf Platz vier der Charts, in Deutschland sogar bis auf Platz zwei. Auf Youtube wurde der Video-clip bereits über 22 Millionen Mal angesehen. Nicht schlecht für eine Schweizer Künstlerin. Trotzdem: Auch Loredana findet im Schweizer Radio nicht statt. Auch nicht im Tagesprogramm des gebührenfinanzierten Staatssenders SRF 3 – ausser natürlich als Alibiübung in der sonntäglichen Hitparade. So viel zum Thema Schweizer Musikförderung.

Den meisten international erfolgreichen Hip-Hop-Künstlern ergeht es nicht anders. Sogar erfolgreiche Titel aus dem eher unverdächtigen Bereich Urban Latin werden ignoriert. So wird der Titel «Mia» von Bad Bunny feat. Drake (über 650 Millionen Views auf Youtube!) in Schweizer Radios kaum gespielt. Das Gleiche gilt für den aktuellen Hit «Con Calma» von Daddy Yankee & Snow (über 184 Millionen Views auf Youtube innerhalb eines Monats).

Kurzum: Da wird nicht ein einzelner Titel boykottiert, sondern ein grosses, internationales Phänomen von Radiostationen komplett ignoriert. War Hip-Hop früher vor allem in den USA sehr erfolgreich, hat diese Stilrichtung inzwischen ganz Europa fest im Griff. Auch in Ländern wie Frankreich oder Italien werden die Charts vor allem von lokalen Rapkünstlern dominiert. Oft sind dies Secondos, die in der jeweiligen Landessprache und manchmal auch in ihrer zweiten Muttersprache singen und rappen. Auch das ist ein interessantes Phänomen unserer Zeit.

Nur die Radiostationen scheinen irgendwo zwischen Pizzo Groppera und Backstreet Boys stehengeblieben zu sein.

Ausweichmöglichkeiten

Der Niedergang einer Branche wird nun durch Streaming-Dienste wie Spotify und Apple Music oder neue Musik-Apps wie My105 noch

stärker beschleunigt. Die Jungen brauchen das Radio für ihren Musikgenuss nicht mehr – sie haben attraktive Ausweichmöglichkeiten gefunden. Noch nie war der Unterschied zwischen der alten Radio- und der neuen Streaming-Welt so evident – noch nie war der Musikkonsum so stark in Jung und Alt, in Heute und Gestern aufgeteilt.

Deshalb erstaunt es nicht, dass selbst beim jung gebenden Radio Energy das Durchschnittsalter der Zuhörer bei 40,2 Jahren liegt. Beim ehemaligen Jugendsender Radio 24 liegt dieses sogar bei 45,9 Jahren und bei Radio Zürisee bei sagenhaften 50,1 Jahren! Und wir reden hier notabene vom Durchschnittsalter, was die Sache nicht besser macht. Zum Vergleich: Streaming-Dienste oder Musik-Apps wie My105 werden hauptsächlich von unter 30-Jährigen genutzt.

Und bei diesen jungen Hörern gibt es momentan drei Megatrends, die auch die Charts dominieren: Deutschrapp, internationaler Hip-Hop und Urban Latin (zum Beispiel Reggaeton). Wer diese Stilrichtungen boykottiert, boykottiert einen grossen Teil der Jugend – und sägt damit über kurz oder lang an seinem eigenen Stuhl.

Giuseppe Scaglione, 49, gründete 1998 mit Radio 105 das erste sprachregionale Jugendradio der Schweiz. Er betrieb dieses bis Ende 2013. Im Mai 2015 lancierte er die Musik-App My105.

Seminar bei der Nobelpreisträgerin

Die USA und die Schweiz verfügen über die besten Universitäten der Welt. Weshalb ist das so? Von Hans Ulrich Gumbrecht

Keine Institution hat während der halben Jahrhunderte vor und nach 1900 in den westlichen Nationen grösseres Prestige genossen als die Universitäten, weil sie als Garanten einer positiven Zukunft galten. Die Universitäten von heute hingegen sind – trotz ständiger Reformbemühungen – grau geworden unter hartnäckigen Wolken von Dysphorie und dienen als Sündenböcke für alle Arten von Frustrationen, zumal eine vage Erinnerung an ihre grosse Vergangenheit sich nicht verziehen will.

Das Erfolgsgeheimnis des College

Die Hochschulen in den USA und in der Schweiz allerdings stechen in dieser Entwicklung als bemerkenswerte Sonderfälle heraus. Dies lässt sich statistisch belegen und findet Resonanz in ihrer internationalen Reputation. Bei fast allen ernstzunehmenden Universitäts-Rankings mit globalem Horizont finden sich um die dreissig private US-amerikanische Hochschulen unter den fünfzig besten. Und fast immer ist die Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich (ETH) an der Spitze der kontinentaleuropäischen Universitäten platziert. Hinzu kommt, dass eigentlich alle Schweizer Hochschulen zumindest europaweites Ansehen geniessen.

Was zeichnet die Universitäten in den USA und der Schweiz aus? In der Tat gehen die Parallelen nicht sehr weit. Der glänzende Ruf der Schweizer Universitäten ist der Ruf eines staatlichen Systems. Zu den amerikanischen Spitzenuniversitäten dagegen gehört mittlerweile keine mehr, die von einem einzelnen Bundesstaat finanziert wird (Universitäten im Auftrag und auf Kosten der Nation darf es in Amerika aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht geben). Selbst die zu Recht berühmte University of California in Berkeley oder die University of Virginia in Charlottesville sind aufgrund staatlicher Unterfinanzierung weit zurückgefallen. Diese Divergenz macht vorab klar, dass wir so etwas wie eine «gemeinsame Erfolgsformel» keinesfalls entdecken werden. Wenn ein bestimmter Aspekt die Hochschulen der Schweiz und die besten amerikanischen Universitäten verbindet, dann wohl die Tatsache, dass ihnen die typischen Herausforderungen von heute nicht erspart geblieben sind: Sie alle haben trotz der längst globalen Trends zur Umstellung auf berufliche Ausbildung, trotz der Aushöhlung der Lehre durch elektronische Kommunikation und trotz der sich verhärtenden politischen Korrektheit ihr Niveau gehalten und sogar weiterentwickelt.

Doch hier enden die Gewissheiten. Die ausschlaggebende, aber den Erfolg keinesfalls sichernde strukturelle Voraussetzung für die Exzellenz der besten amerikanischen Universitäten liegt, glaube ich, in der strikten Trennung des College von den *professional schools* mit einer Klarheit, für die es ausserhalb der Vereinigten Staaten kein Äquivalent gibt. Nach der Highschool, die bis zum zwölften Schuljahr dauert, folgen für etwa die Hälfte der Amerikaner vier Jahre College, in welchen sie idealerweise das Wissen in allen Bereichen vermehren. Das College ist als *Studium generale* konzipiert und leitet zu einer Schwerpunktbildung (*major*), die nie ausschliesslich wird. Je nach Ansehen der Colleges eröffnet schon dieser Lehrplan Chancen auf dem Arbeitsmarkt, soll aber im Prinzip durch die Berufsausbildung an einer *professional school* fortgesetzt werden, für die man sich an



Milder Leistungsdruck: ETH Zürich.

einer anderen Institution bewerben muss. Ein *major* in *Human Biology* zum Beispiel gilt natürlich als gute Voraussetzung für das Medizinstudium, wird aber nie grundsätzlich gefordert.

Ohne dass Wilhelm von Humboldts Universitäts-Vision in den Vereinigten Staaten je besondere Resonanz gefunden hätte, kommt ihr das College-Ideal einer umfassenden Persönlichkeitsbildung in täglicher enger Zusammenarbeit zwischen Kommilitonen und Professoren erstaunlich nahe – eben weil das College von der Berufsausbildung getrennt bleibt.

Die geschichtlichen Ursprünge dieser Sonderform von Bildung allerdings liegen im Dunkeln. Mir scheint die Vermutung plausibel, dass das College – ganz ohne Programm – als Ausgleich für ein inexistentes nationales Bildungssystem entstanden ist. Weil nicht davon auszugehen war, dass die Studenten aus so verschiedenen Regionen, Kulturen und sozialen Schichten eines grossen Landes ihr berufsaus-

bildendes Studium mit vergleichbaren Voraussetzungen beginnen konnten, wurde es notwendig, der Berufsausbildung Lehreinheiten der allgemeinen Bildung vorzuschicken, die sie alle verbinden sollten. Und so entstand das College als ein hochschulpädagogischer Rahmen, der – im besten Fall – die Studenten zu vieldimensionalen Intellektuellen macht, bevor sie sich der Vorbereitung auf einen Beruf zuwenden.

40 000 Bewerber für 2000 Plätze

Heute freilich muss das Konzept des College selbst auf Elite-Niveau gegen die Tendenz der Studenten (und meist auch ihrer Eltern) verteidigt werden, die vorgeschalteten vier Jahre Bildung durch Spezialisierung in eine vorweggenommene Berufsausbildung umzuformen. Zugleich sind bei den Spitzeninstitutionen der Andrang auf Zulassung und die für jeden College-Studenten zu veranschlagenden Finanzen drastisch gestiegen. Selbst Studiengebühren von mehr als 60 000 Dollar pro Jahr decken weniger als die Hälfte der objektiv entstehenden Kosten – und die Stanford University beispielsweise rechnet heuer mit weit über 40 000 hochqualifizierten Bewerbern für weniger als 2000 freie Studienplätze.

Es sind drei komplexe Strategien, mit denen die besten Colleges diesen doppelten Druck bisher überlebt haben. Einfach die Studienplätze zu vermehren, gilt als verpönt, weil so die intellektuelle Qualität – und natürlich auch das ganz ohne schlechtes Gewissen anvisierte Exklusiv-Prestige – verwässert würde. Da man aber davon ausgeht, dass Qualität und Prestige langfristig von der Fähigkeit abhängen, die intellektuell leistungsfähigsten Studenten zu gewinnen, haben einige besonders reiche Universitäten ihre Studiengebühren an das Einkommen der Familien gebunden. Liegt es unter 100 000 Dollar pro Jahr, sind in Stanford oder Harvard keinerlei Studiengebühren zu entrichten – was natürlich nur möglich ist, weil sich solche Hochschulen auf jährliche Spenden in Milliardenhöhe verlassen können.

Zweitens hat sich die Tendenz zur institutionellen Diversifizierung im Wettbewerb um die besten Bewerber weiter ausgeprägt: Yale, Princeton, Harvard oder Stanford streben alle nach der höchstmöglichen Kompetenz ihrer Lehrer, betonen aber auch noch deutlicher als früher die Besonderheiten ihres jeweiligen intellektuellen Stils und ihrer kulturellen Stimmungen. In Princeton kann man Seminare bei einer Literatur-Nobelpreisträgerin belegen, und in Harvard haben Studenten die Chance, in Forschungsprojekten von früheren Spitzenpolitikern integriert zu werden. Wenn es Stanford früher beinahe peinlich war, vor allem in den Ingenieurwissenschaften erfolgreich zu sein oder Weltklasseathleten unter den Studenten zu haben, so gehört beides inzwischen zu den positiven Aspekten der eigenen Identität.



Erinnerung an eine grosse Vergangenheit: Mensa der Harvard University, Cambridge.

Vor allem aber kann es sich keine Universität mehr leisten, bei der Zulassung von Studenten und der Berufung von Dozenten Zugeständnisse gegenüber dem Hauptkriterium intellektueller Leistungsfähigkeit zu machen – so schwierig dies im Zeitalter radikaler Gleichheit unter den «Identitäten» geworden ist. Kandidaten aus der eigenen Institution brauchen sich um ausgeschriebene Stellen erst gar nicht zu bewerben, und Schüler befreundeter Hochschullehrer haben weniger Chancen als zuvor unbekannte Kandidaten.

Kulturelle Besonderheiten

Auch wenn die ETH Zürich heute durchaus ihren amerikanischen Konkurrenten den Spitzennachwuchs streitig macht, ist der Leistungsdruck für die staatlichen Universitäten in der Schweiz vergleichsweise mild geblieben. Wie ist es ihnen trotzdem gelungen, ihre europäische Führungsposition weiter auszubauen? Möglicherweise – und paradoxerweise vielleicht – kommt in der Schweiz die Energie von Wettbewerb und Weiterentwicklung gerade aus einer Richtung, die im Gegensatz zur eher chaotischen Landschaft der amerikanischen Hochschulen steht, nämlich aus der Binnenstruktur eines nationalen Universitätssystems, das auf Gleichheit mit kantonaler Differenzierung setzt.

Ob sich ein Hochschullehrer oder ein Student für Zürich oder Lausanne, für Genf oder Freiburg, für Luzern oder Lugano entscheidet, erscheint zunächst weniger evident (und hat weniger einschneidende Konsequenzen), als dies

in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Doch gerade aufgrund ihrer Gleichheitsprämisse sehen sich die Schweizer Universitäten angehalten, intellektuelle und kulturelle Besonderheiten zu betonen – zu denen natürlich auch die verschiedenen nationalen Sprachen gehören.

Daneben hat die Schweizer Bildungspolitik im Gegensatz zu anderen europäischen Nationen die dort beinahe selbstverständlich gewordene Aufnahme in das Gymnasium restriktiv gehalten. Die einschlägige Quote ist mit etwa zwanzig Prozent weniger als halb so hoch wie in Deutschland. Dies wird langfristig dem Prestige jener Berufe nützen, die kein akademisches Studium voraussetzen, und hat wohl auch den Universitäten gerade noch rechtzeitig die Chance gegeben, ihren traditionellen Fokus auf Wissensinnovation nachzujustieren. Neben diesen Unterschieden der institutionellen Form fallen auch zwei Konvergenzen mit den

In Princeton kann man bei einer Literatur-Nobelpreisträgerin Seminare belegen.

Vereinigten Staaten auf. Ohne auf eine College-Tradition zurückblicken zu können, haben die prominentesten Hochschulen der Schweiz der unvermeidlich fortschreitenden Spezialisierung nicht den Horizont einer weiterreichenden Bildung geopfert. Die ETH Zürich etwa hat sich nach ausführlichen Diskussionen für die Erhaltung ihrer geisteswissenschaftlichen Lehrstühle entschieden, und die Universität

St. Gallen (HSG) hält als eine kontinental führende Wirtschaftsuniversität an der Verpflichtung ihrer Studenten fest, Seminare in Fächern wie Philosophie, Geschichte oder Kunstwissenschaft zu belegen.

Minderwertigkeitskomplexe

Was die Schweiz und die Vereinigten Staaten darüber hinaus – und angesichts der Qualität ihrer Universitäten: ironischerweise – vereint, scheint so etwas wie ein akademisch-nationaler Minderwertigkeitskomplex zu sein. Vor einigen Jahren habe ich erlebt, dass die Verwaltung der Stanford University den Ruf einer Universität aus der südwestdeutschen Provinz für ehrenvoller und attraktiver hielt als ein Angebot aus Yale. Im Hinblick auf die Schweiz bin ich immer wieder verwundert (und oft auch enttäuscht), dass die Kollegen hochqualifizierten jungen Bewerbern aus dem Inland weniger zutrauen als ihren externen Konkurrenten. Gibt es ein halb bewusstes Vorurteil, das nationale Exzellenz ausschliesslich mit dem Finanzmarkt, der Uhrenindustrie und dem Luxus-tourismus assoziiert – und den Forschergeist jenseits der eigenen Grenzen vermutet?

Sicher bedürfte ein solches Vorurteil der Revision. Aber eine Zeitlang mag es positive Folgen gezeitigt haben – als eine produktive Entgrenzung des Blicks auf die international qualifiziertesten Studenten und produktivsten Forscher in jeder Generation.

Hans Ulrich Gumbrecht ist emeritierter Albert-Guérard-Professor für Literatur an der Stanford University, USA.



Die Bibel

Einen neuen Menschen schaffen?

Von Peter Ruch

Meint nicht, ich sei gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Nicht um aufzulösen, bin ich gekommen, sondern um zu erfüllen (Matthäus 5, 17). Jesus Christus brachte Neues in die Welt: Auch Nichtjuden sind Kinder des jüdischen Gottes. Die Zugehörigkeit hängt nicht von der Gesetzestreue ab, sondern geschieht durch Gottes Liebe und Gnade. Beides ist im Alten Testament bereits angelegt. Deshalb wirft Jesus das Gesetz und die Propheten nicht über Bord. Es gab und gibt zuweilen Fantasien, die alles Herkömmliche beseitigen und einen ganz neuen Menschen schaffen wollen. Vor hundert Jahren rauschte eine solche Debatte durchs Land. Der Pfarrer und Theologieprofessor Leonhard Ragaz trat als prophetischer Sozialist hervor und forderte in seiner Schrift «Die neue Schweiz» ein völlig anderes Bildungswesen, welches «den gesamten sozialen Organismus erneuere». Die steifen Lehrpläne seien durch eine sittliche Weltanschauung zu ersetzen, die die Jugend erlöse. In der Tat gab und gibt es an der Schule stets einiges auszusetzen, und sie verändert sich ja auch ständig. Der St. Galler Philosophieprofessor Willi Nef trat Ragaz 1919 mit einer Streitschrift entgegen und verteidigte die wissenschaftlich orientierten Lehrpläne. Es gehe nicht an, Geistesgrößen von Aristoteles über Descartes bis zu Kant dem Unsinn zuzuordnen. Glaube und Wissenschaft schlossen sich keineswegs aus. Vor allem sei die Vorgesichte zu achten.

Der Wunsch nach dem Bruch mit dem Herkömmlichen ist eine unmenschliche und unchristliche Versuchung. Der Mensch kann sich nur durch ein geistiges Ereignis, nicht durch kollektive Projekte erneuern. Der Lehrplan 21 scheint der Versuchung ebenfalls erlegen zu sein. Unter der Worthülse «Kompetenz» werden «Bereitschaft, Haltungen und Einstellungen» als ebenso wichtig dargestellt wie Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissen. Mit dem Label «21» will er sich gleich im ganzen Jahrhundert breit machen. Und zugleich verbergen, dass er hoffnungslos von gestern ist.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Wider die männliche Dominanz: Felicity Jones (Mitte) in «On the Basis of Sex».

Kino

Weiblicher Gulliver im Reich der Riesen

«On the Basis of Sex» erzählt mit Furor den Kampf der Supreme-Court-Richterin Ruth Bader Ginsburg um Gleichberechtigung. Von Wolfram Knorr

Hollywood wird richtig heroisch, wenn's um den Kampf für Gerechtigkeit geht: Anwälte, die mit juristischer Kaltblütigkeit den Kampf gegen Rechtsmissbrauch aufnehmen («The Firm»), Journalisten, die kühn finstere Polit-Schurkereien aufdecken («All the President's Men»), Schwarze, die gegen Ungleichheit revoltieren («Malcolm X») – und natürlich auch Frauen, die tüchtig den Männern einheizen («Thelma and Louise»). Der Staat, so die Lesart dieser Filme, hat zwar grossartige Gesetze für die Gleichen unter Gleichen, in der Praxis aber sind sie häufig Makulatur. Folglich erfüllt es die Traumfabrik mit Stolz, Helden zu haben, die gegen das Unrecht auf die Barrikaden gehen. Zumal die meisten dieser Frontkämpfer/-innen nicht fiktiv sind.

Auch Ruth Bader Ginsburg (Felicity Jones), eine Hochbegabte, gehört dazu. Anfang der 1950er Jahre studierte sie – eine von neun Frauen unter 500 Männern! – Jura, wurde Jahrgangsbeste, aber eine Karriere als Richterin wurde ihr verwehrt. Eine Frau, die in einen männlich konnotierten Bereich einzudringen versucht, ist unverschämt. Und so belehren die Prachtexemplare vor Bücherwänden mit akkurat ausgerichteten Gesetzeswerken die junge Frau Ginsburg, weshalb es besser ist, einen anderen Beruf zu wählen. Es sind diese graumelierten, chemisch gereinigten und gebügelten Herren mit feinge-

schnittenen und doch schlaffen Zügen, dem lässigen und doch unversehrt gewellten Haar und dem ins Gesicht gemesselten mokanten Blick. Sie stecken in ihrer uralten, unausrottbaren Befangenheit männlicher Dominanz und deren Abwertungsmechanismen fest.

Mimi Leder, routinierte Regisseurin für Melodramen («Pay It Forward») und Action («Deep Impact»), schwelgt in «On the Basis of Sex» mit Süffisanz in dieser auf Hochglanz gewienerten Männerklub-Kultur (die Sam Waterston als Uni-Rektor herrlich verkörpert), in der sich Ruth Bader Ginsburg wie ein weiblicher Gulliver im Reich der Riesen zu wehren versucht. Klein beigeben kommt für sie nicht in Frage, und so sucht sie mit ihrem Mann Marty (Armie Hammer) nach einem Präzedenzfall, der die Absurdität der Geschlechterbeziehung verdeutlichen soll. Sie werden fündig: Ein Charles Moritz (Chris Mulkey) klagt gegen die US-Steuerbehörde IRS. Er hat einen Mann angeheuert, um seine Mutter zu pflegen. Die Kosten darf er aufgrund seines Geschlechts nicht von der Steuer absetzen. Damit dreht Ginsburg die Gleichstellung von Frauen zum Männeranliegen um und tritt, zu dieser Zeit Rechtsprofessorin, gegen die höchste juristische Instanz an. Der Film spielt ausschliesslich in den frühen Jahren, der Zeit ihres Studiums, ihrer Ehe, bis zum finalen Fight vor der höchsten Richterinstanz. Und der hat es in sich. Mimi

Leder, die – es lebe die Ironie – selber gegen eine männliche Phalanx kämpfen musste, um das Projekt durchzuboxen, setzt durch die Dialoglastigkeit viel voraus, was schwer nachzuvollziehen sein dürfte. Aber dank Emotionalisierung und heftiger familiärer Auseinandersetzungen mit der Tochter fesselt der Film, nach einem Drehbuch von Daniel Stiepleman, einem Neffen von Ginsburg, bis zum Schluss.

Seit 1993 ist die 85-jährige Ruth Bader Ginsburg beisitzende Richterin am Supreme Court und gehört zum linken Flügel. Im Fall ihres Rücktritts oder Todes kann Donald Trump einen weiteren Richterposten am Obersten Gericht neu besetzen. Ginsburg, die gerne in Filmen zitiert wird («Deadpool 2»), genießt in der Medienszene fast einen Popstar-Status. Demnächst folgt der Dok-Film «RBG» über die Richterin. ★★★★★

Weitere Premieren

Gräns — Tina (Eva Melander) ist rein physisch eine reichlich verkorkste Frau – als hätte ein Schönheitschirurg total betrunken an ihr rumgesäbelt. Aber sie hat eine erstaunliche Begabung: Wie ein Tier kann sie das Verhalten von Menschen riechen und als Zollbeamtin an der schwedischen Grenze die Fragwürdigen herauspicken. Ihre Chefs setzen sie deshalb gegen die Machenschaften eines Pornorings ein. Eines Tages begegnet sie am Zoll einem Mann, der ihr ziemlich ähnlich sieht. Der in Schweden lebende iranische Regisseur Ali Abbasi («Shelley») liebt die Mixtur Fantasy-Horror-Märchen. Für Freunde des Makabren. ★★★★★

Boy Erased — Der Student Jared Eamons (Lucas Hedges) outet sich als schwul. Die strenggläubigen Eltern (Russell Crowe und Nicole Kidman) sind fassungslos und schicken ihn, zwecks «Heilung», in das fundamentalistische Umerziehungscamp «Love in Action». Am Anfang ist der Filius bereit, sich dem Programm zu stellen, doch dann werden die «Übungen», Riten und Lernereien immer absurder und zwanghafter, und der Therapeut (Joel Edgerton) gebärdet sich zunehmend aggressiv und ranschmeisserisch und versucht sich buchstäblich in die intimsten Seelennischen der Probanden mit Vampirlust einzunisten. Jared wird's allmählich suspekt,



Absurde Umerziehung: «Boy Erased».

und er beginnt sich zu widersetzen. Erst mit Hilfe seiner Mutter gelingen ihm Flucht und Selbstfindung. Die gleichnamige Autobiografie Garrard Conleys lag Autor und Regisseur Joel Edgerton («The Gift») für seinen Hollywood-untypischen, auf Authentizität angelegten, exzellent besetzten Film zugrunde. In mehr als dreissig US-Staaten sind derartige Lager nach wie vor erlaubt. Es soll bis zu 700 000 Opfer solch christlich-fanatischer Einrichtungen geben. ★★★★★



Ekel, Suff und Siff: «Der goldene Handschuh».

Der goldene Handschuh — Volkstheater auf Ekel-, Suff- und Siffniveau. In den 1970er Jahren brachte Fritz Honka in Hamburg-Ottensen vier Frauen um, die er in der dreckigen Kiez-Kneipe «Der goldene Handschuh» aufgabelte und mit in seine noch dreckigere Dachwohnung nahm, erst mit ihnen sexuell rumknörte, um sie dann mit einem Fuchsschwanz zu zersäbeln und die Leichenteile in Abstellkammern zu entsorgen. Fatih Akin («Gegen die Wand») wollte mit der Adaption des Romans von Heinz Strunk die Schattenseiten der St.-Pauli-Romantik zeigen und scheitert. Die Kneipenszenen mit den versoffenen alten Vetteln und triefäugigen Schluckern sind Rinnstein-Volkstheater. Auch die Szenen in der Wohnung wirken wie Ohnsorg-Theater auf Kloake. ★★★★★

Knorrs Liste

1	The Favourite Regie: Giorgos Lanthimos	★★★★★
2	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
3	Vice Regie: Adam McKay	★★★★☆
4	Can You Ever Forgive Me? Regie: Marielle Heller	★★★★☆
5	The Wild Pear Tree Regie: Nuri Bilge Ceylan	★★★★☆
6	The Wife Regie: Björn Runge	★★★★☆
7	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
8	The Price of Everything Regie: Nathaniel Kahn	★★★★☆
9	Mary Queen of Scots Regie: Josie Rourke	★★★★☆
10	Colette Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆

Jazz

Spiel mit dem Feuer

Von Peter Rüedi

Achtung, Verbrennungsgefahr! Der Musik Avon Emile Parisien und seinem Quartett nähert man sich auf eigene Gefahr. Der Franzose, geboren 1982 in Cahors, Saxofonist (auf dem Tenor und vor allem auf einem intensiven, expressiven, singenden Sopran), ist ein auch klassisch ausgebildeter, bemerkenswerter Komponist, vor allem aber ein Improvisator von Gottes Gnaden. Ein Satansbraten, um beim Feuer zu bleiben, den sein deutsches Label ACT zutreffend einen «Jazzvisionär» nennt, «der mit einem Bein in der Vergangenheit steht und den Blick weit nach vorne richtet». Er verbindet wie kein anderer seiner Generation formale Raffinesse mit einem polystilistischen Rundumhorizont und einem swingenden Furor, bei dem kein Auge trocken bleibt.

Er liebt in seinem Quartett mit dem kongenial virtuos Julien Touéry (Cecil Taylor *was here*) am Piano, Ivan Gélugne am Bass und Julien Loutelier am Schlagzeug (der omnipräsente Power-Drummer ist der Einzige, der nicht schon seit sage und schreibe dem Jahr 2000 zur Gruppe gehört) gebrochene rhythmische Strukturen, eine Stop-and-go-Organisation seiner Stücke, die dem einen oder anderen etwas gezwungen oder gar zickig vorkommen mag, die aber in einem kreativen Kontrast steht zu den ebenso mitreissenden wie logischen, flüssigen Soloflügen von Parisien, einer Kunst saxofonistischer Improvisation, bei der uns Musiker wie der grosse verstorbene Phil Woods in den Sinn kommen (wenn nicht dessen Übervater, Charlie «Bird» Parker). Dieser in keinem Detail orthodoxe oder gar restaurative Jazz übernimmt vom Bop nicht die einzelnen Bausteine, wohl aber den Punch, Drive und Swing. Den *spirit*. Dazu kommt ein ziemlich schräger, alles belebender, europäischer Humor. Zwar streut Parisien immer mal wieder auch nachdenkliche songartige, balladesk bis elegische Ruheinseln ein, in denen er sich als eminenter Melomane erweist. Parisien *pensif*. Aber besonderes Vergnügen bereitet ihm, seiner Band und uns ein dekompositorischer, mal clownesker, mal kindlicher Furor. Live ist der noch intensiver zu erleben.



Emile Parisien Quartet:
Double Screening. ACT9879-2



Thiel

Hofnarr

Von Andreas Thiel

König: Ich wüsste zu gerne, was meine Untertanen wirklich von mir halten.

Hofnarr: Nichts.

König: Wie kommst du dazu, mich zu beleidigen?

Hofnarr: Deine Untertanen halten nichts von dir, weil sie es nicht wagen, irgendetwas von dir zu halten oder eine Meinung über dich zu haben.

König: Wieso sollten sie es nicht wagen, eine Meinung über mich zu haben?

Hofnarr: Untertanen haben nicht gern eine schlechte Meinung von ihrem König.

König: Nun erkläre mir mal, warum ich dich wegen dieser Beleidigung nicht in den Kerker werfen lassen soll.

Hofnarr: Satire muss frei sein.

König: Was hat Satire mit Freiheit zu tun?

Hofnarr: Satire ist die Freiheit, noch im selben Satz die Meinung zu ändern, weshalb sie dringend verboten gehört.

König: Die Satire gehört also selbst deiner Meinung nach verboten?

Hofnarr: Nur sofern du auf dieser Meinung beharrst.

König: Hier geht es nicht um meine Meinung, sondern um deine.

Hofnarr: Wieso? Hast du keine eigene?

König: Meine Meinung spielt in dieser Sache keine Rolle, denn als König habe ich sämtliche Meinungen anzuhören.

Hofnarr: Deshalb können wir so gut miteinander plaudern, denn als Narr ist es meine Aufgabe, sämtliche Meinungen auszusprechen.

König: Hast du denn gar keine eigene Meinung?

Hofnarr: Falls ich eine Meinung haben sollte, wäre sie wohl kaum meine eigene. Ich müsste sie vielmehr mit anderen teilen.

König: Falls du eine Meinung hast, wärst du so gültig, sie deinem König zu verraten?

Hofnarr: Ich bin doch kein Verräter.

König: Eben noch hast du deine Meinung frei geäußert und mich beleidigt.

Hofnarr: Seine Meinung zu äussern, heisst vielleicht, den König zu beleidigen. Aber seine Meinung zu verraten, hiesse, seine Meinung über den König zu verschweigen.

König: Werft ihn in den Kerker.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Fliegende Blumenbouquets

Donizettis «Lucia di Lammermoor» im Zürcher Opernhaus; Buchvernissage von Ignaz Miller; Preispolitik in St. Moritz. Von Hildegard Schwaninger

Es ist immer spannend, ins Zürcher Opernhaus zu gehen, wenn nicht Premiere ist. Anderes Publikum, andere Stimmung. Es war ein spezieller Abend, als Nello Santi die Wiederaufnahme von Gaetano Donizettis «Lucia di Lammermoor» dirigierte. Der 87-Jährige war immer ein Liebling des Zürcher Publikums, heute hat er Ikonenstatus. Seine Frau Gabrielle (Gabi), eine ehemalige Balletttänzerin, mit der er seit sechzig Jahren verheiratet ist, sass mit den Enkelkindern in der Loge. Nello Santi wurde, als er – altershalber etwas mühsam – das Dirigentenpult erkletterte, mit Riesenapplaus und Bravorufen wie ein Popstar begrüsst. Der Spezialist für italienische Oper dirigierte mit der gleichen Entschlossenheit wie eh und je, am Schluss gab es – was denn sonst? – stehende Ovationen. Und für die wunderbare Lucia, die Armenierin Nina Minasyan, und den spanischen Tenor Ismael Jordi, der bei Alfredo Kraus studiert hat, flogen aus einer Loge Blumenbouquets auf die Bühne. Italianità pur!

Magische Momente und viel Spass im «Rosenkavalier» von Richard Strauss. Das Opernhaus war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Produktion aus dem Jahr 2003, mit der Alexander Pereira 2009 nach Japan reiste, ist taufersch wie eh und je. Die Inszenierung von Sven-Eric Bechtolf funktioniert immer noch. Ein paar Konzessionen an die politische Korrektheit sind nicht zu übersehen. So wird Mohammed, der junge Diener der Marschallin, nicht von einem Mohren gespielt, sondern von einem jun-

gen blonden Mädchen. 2003 dirigierte Franz Welser-Möst, jetzt Noch-Generalmusikdirektor Fabio Luisi (sein Nachfolger Gianandrea Noseda startet im Herbst 2022). Hinreissend – geradezu Wiener-Philharmoniker-Format – spielt die Philharmonia Zürich. Krassimira Stoyanova ist die Marschallin der Stunde (sie sang sie auch an den Salzburger Festspielen), modern, eigensinnig, voller Herzenswärme und Witz. 2003 war das Nina Stemme. Christof Fischesser (vorher war es Alfred Muff) ist ein deftiger Baron Ochs, Anna Stéphany (vorher Vesselina Kasarova) ein lustiger, entzückend selbstbewusster Octavian. Erkenntnis aus einem wunderbaren Abend (natürlich Jubel): Man sollte nicht nur Premieren, sondern auch Wiederaufnahmen besuchen.

Zahlreich strömten die Gäste ins Hotel «Savoy» in Zürich, wo Ignaz Miller sein neues Buch «1918 – Der Weg zum Frieden» vorstellte, ein Werk über das Ende des Ersten Weltkriegs, erschienen im NZZ-Libro-Verlag. Der Historiker war einst *Weltwoche*-Redaktor, später hat er sich als Spezialist für Uhren als Publizist selbstständig gemacht, und als Co-Autor des Buches von Bankier Hans J. Bär «Seid umschlungen, Millionen» hat er sich den Respekt der Finanzwelt verschafft. Dass Ignaz Miller sein neues Werk überhaupt zustande brachte, grenzt an ein Wunder. Vor bald zwei Jahren stürzte er vom Rad, ein Gehirntumor wurde diagnostiziert, er war etwa ein Jahr im Spital.



Fast verliebt

Paris, Paris!

Von Claudia Schumacher

Ein Samstagmorgen im Februar – 16 Grad! Hotelzimmer, mit nacktem Oberkörper in der Balkontür stehen und einen vollen Atemzug nehmen: Frühlings-erwachen. Das Leben: ein Chanson. Autos

brummen vorbei. Es riecht nach Blumen, er würde sie gerne benennen, versteht aber nichts davon. Es riecht auch etwas nach Zigaretten. Das kommt von seiner Hose, mit der er die letzten Nächte feiern war. Er schliesst die Augen. Atmet. Blütenduft und eine Portion Dreck: Das ist Paris, so riecht das Glück. Er spannt seinen guten Bauch an, merkt, wie die Jeans leicht runterrutscht. Er fühlt sich stark. Gierig sind ihre Hände über seinen Körper gegliedert. Er ist jung, er ist schön, er ist hungrig und wird irgendwo in Paris gleich zwei, drei Croissants essen. Das Leben gehört ihm. Und sie gehört ihm, dieses Erdbeben von einer Frau.

Sie liegt noch in den Laken, müde. Achtmal hatte er sie letzte Nacht. Ihr Kreuz hat sich vor Lust gebogen – wegen ihm. Die blosser Erinnerung jagt ihm einen neuen Rausch durch die Venen. Er kriegt nicht genug von ihr, er will



Magische Momente: Sängerin Nina Minasyan.



Ikonenstatus: Dirigent Nello Santi.



So kleinkariert: «Hato» in St. Moritz.

Mittlerweile geht es ihm wieder gut, er hat seine langjährige Lebenspartnerin **Elisabetta** geheiratet und lebt heute mit ihr in Campo Colonna im Puschlav. Die gleiche Disziplin, mit der er – trotz gesundheitlicher Einschränkung – sein Buch vollendete (das die Gründe für die Sonderstellung Deutschlands in Europa erklärt), legte er auch im Sport an den Tag. Er war immer ein begeisterter Ruderer. So waren viele Freunde vom Ruderklub an der Buchtaufe, bei der es sympathischerweise keinen Büchertisch gab (wer das Buch kaufen will, muss zu Orell Füssli oder ins Internet), dafür ein kultiviertes Nachtessen. Typisch für Ignaz Miller, der bewusst eine altmodische Eleganz pflegt. Mit guten Manieren, viel Esprit und null Sinn für vulgären Kommerz. Es gab französisch gedruckte Menükarten, ein Menü, das mit «Salade d’hiver» begann und mit «Gâteau au Kirsch de Zoug» endete. Ignaz Miller zelebriert gerne eine weltmännische Grosszügigkeit, er selber ging – selbst mit Stock elegant – von Tisch zu Tisch, darum besorgt, dass alle Gäste glücklich waren.

So kleinkariert – und das in St. Moritz! Wir waren nicht die einzigen Gäste, die stocksauer waren über die Preispolitik der Zürcher Gastro-Grössen **Wolf Wagschal** (Consultant) und **Stefan Roth** («Steinburg») Küsnacht, früher «Razzia»), die zurzeit das «Hato» in St. Moritz führen. Gäste, die in dem Asien-Restaurant Sashimi oder Tempura bestellten, fanden dann auf der Rechnung das Wasabi oder die Saucen mit je vier Franken extra verrechnet. Reklamationen bei den Gastgebern (beide waren an dem Abend anwesend), dass man die Gerichte doch ohne Saucen gar nicht essen könne, blieben erfolglos. kühle Reaktion: «Das ist eben so.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

chen nicht an. Gut, dass er zwei Jahre älter ist. Er kann sie glücklich machen und ihr die Sicherheit geben, die sie braucht.

Eva dreht sich im Laken, bis ihre Haut eine kühle Stelle findet. Sie betrachtet Leon im Türrahmen, lässt ihren Blick über seinen Hintern streifen, bekommt Lust. Gleich wird sie zu ihm treten und eine erste Morgenzigarette rauchen. Sie wird Paris sehen, die Vögel hören. Sie wird den leichten Wind auf ihrer Haut spüren, Leon anfassen und sich kurz darauf von ihm zurück aufs Bett schubsen lassen. Sie wird sich hingeben – und ein wenig traurig sein. Kein Zweifel: Diese Geschichte wird den Frühling nicht überdauern. Manchmal, wenn Eva Langeweile hat und irgendwie traurig ist, hält sie sich an ihrer Zigarette fest. Und fragt sich, ob es da draussen wohl jemanden gibt, den sie lieben könnte.



Unten durch

Gerechtigkeit

Von **Linus Reichlin**

Dank der Emanzipation», sagte Nietzsche, «werden die Fehler, die früher von Männern gemacht wurden, heute von Frauen begangen.» Beispielsweise trifft in der Firma, in der ich arbeite, neuerdings eine Frau die Fehlentscheidungen. In den Schulen haben früher fast ausschliesslich männliche Lehrer Prüfungen falsch benotet, heute tun das die Frauen. In der Politik werden bereits 35 Prozent der Irrtümer von Frauen begangen, und falls der Anteil weiblicher Politikerinnen weiter zunimmt, wird in Kürze zum ersten Mal in der Geschichte eine Frau unter dem Applaus des Gleichstellungsbüros einen Weltkrieg auslösen. Als Mann lehne ich mich da einfach nur gemütlich mit einer Flasche Bier und Erdnüssen im Sessel zurück und schaue dabei zu, wie die Frauen immer tiefer im Morast der Schuld versinken.

Ich beginne auch zu verstehen, warum die Frauen früher so entspannt waren: Sie hatten sich nichts vorzuwerfen. Alle Fehler und schrecklichen Verbrechen wurden von Männern begangen. Die Frauen hingegen lebten in der Gewissheit, dass Gott sie verschonen würde, da ihre Blusen rein waren. Deshalb sah man in den Kirchen nur alte Frauen sitzen – die Männer sassen derweil in den Kneipen und ersäufte ihre Furcht vor den Höllenqualen in Branntwein. Sie zitterten vor Gottes Rache, denn sie hatten Dörfer angezündet und als Gefängnisaufseher während einer Militärdiktatur Leuten die Zehen abgebissen: Das alles war damals noch reine Männersache. Auf der Liste der grössten Massenmörder aller Zeiten steht kein einziger Frauennamen, denn es gab noch keine Quoten-Massenmörderinnen. Das war für die Frauen der Freibrief dafür, sich grundsätzlich unschuldig zu fühlen, sie schienen das moralisch überlegene Geschlecht zu sein.

Aber das ändert sich jetzt, und darauf trinke ich einen! Es kann mir nicht schnell genug gehen mit der Übergabe aller wichtigen Positionen in Wirtschaft, Politik und Armee an Frauen. Und die Kinder sollen sie auch noch gleich allein erziehen, denn dann werden die Serienkiller in den Gerichtssälen schon bald nicht mehr behaupten, sie seien so geworden, weil ihr

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Vater sie verprügelt hat, sondern sie werden sagen: «Die Doppelbelastung meiner alleinerziehenden Mutter hat in mir schon früh den Wunsch geweckt, Katzen in die Waschmaschine zu stecken.» Ich will zu Hause bleiben und zwischen zwei Waschgängen Männermagazine durchblättern, während die Frauen Gummischrot gegen Demonstranten einsetzen, Terroristen waterboarden und sich in nächtelangen Sitzungen für den Kauf eines neuen Kampfpanzers mit Sitzheizung entscheiden. Und wenn ein Feuer ausbricht, will ich, dass Feuerwehrfrauen Babys aus den Flammen holen, das haben wir Männer lange genug gemacht – und wie haben die Babys es uns gedankt?

Kaum waren sie volljährig, haben sie gegen Donald Trump demonstriert! In zwanzig Jahren werden die Babys, die von Feuerwehrfrauen gerettet wurden, gegen die fünfte amerikanische Präsidentin demonstrieren, und liberale Frauen werden an Partys sagen: «Ich bin ja beileibe keine Männerrechtlerin, aber dass in der Geschäftsleitung von Google kein einziger Mann sitzt, widerspricht meinem Gerechtigkeitsempfinden.» Je schneller wir Männer abtreten, desto schneller werden wir zurück sein, das ist meine Devise. Man nennt es «taktischen Rückzug». Lass den Feind in dein Gebiet, dann wird er sich um alles selbst kümmern müssen, um die Kindergärten, die Krankenhäuser, die Lebensmittelversorgung, das Fernsehprogramm. Er wird unweigerlich Fehler machen, und bald werden sogar Leute, die dachten, dass jetzt alles besser wird, sich enttäuscht von ihm beziehungsweise ihr abwenden. Und in diesem Moment, Brüder, kehren wir mit flatternden Fahnen zurück als die Unterdrückten, die Gleichberechtigung fordern und vier Bundesratssitze für Männer!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Wonnen des Alltäglichen

Von Peter Rüedi

Selbst die grössten Weinsnobs müssten es zugeben: Weine trinken ist etwas anderes als Weine degustieren. Beim rituellen Erschnüffeln und Abschmecken eines Weins, immer die Klassierung im Blick, kommt es meist auf den ersten Schluck an. Beim Trinken eines Weins zählt der zweite Schluck, und der dritte, der vierte. Genauer: Es kommt darauf an, ob ein Wein mir Lust macht auf einen weiteren Schluck. Nichts gegen die Schwergewichte, die in der Regel die ersten Plätze in den Klassierungen unter sich ausmachen. Ich möchte sie nur nicht täglich trinken müssen, sozusagen in Achtungstellung. Ganz unabhängig vom Preis, meine ich, kommt's beim Wein doch auch auf eine Qualität an, die in den gängigen Bewertungen und Beschreibungen kaum je Beachtung findet: das, was ich seine «Alltagstauglichkeit» nennen möchte.

Wir sind generell auf Superlative fixiert. «Schneller, höher, stärker» (*citius, altius, fortius*) ist nicht nur ein olympisches Motto. Damit hat

dieser Wein nichts zu schaffen, und das ist ein Grund, weshalb er in dieser Kolumne immer mal wieder gefeiert wird: der Merlot «I Trii Pin» von Mauro Ortelli in Corteglia bei Mendrisio. Mit grosser Präzision gemacht, ganz im Stahltank und unter Vermeidung aller Holzmaskeraden ausgebaut, ist er seit Jahren einer meiner «Hausweine». Der Inbegriff von Alltagstauglichkeit. Ich liebe ihn in allen Varianten. Mit lichtem Rot, mit elegantem rotfruchtigem Bouquet und etwas vegetalen Noten, mit mittlerem Körper und guter Säure, frisch und perfekt im Gleichgewicht, stammt der 2016er aus einem schwierigen, regnerischen Jahr, in welchem es auf die akribische Arbeit Ortellis in den Reben ankam. Anders, dunklerfarbig, gewichtiger und etwas weniger schlank im Körper, mit viel Waldfrüchten und Kirsche in der Nase, am Gaumen fetter, aber mit feinen Tanninen und guter Säure elegant austariert, die Variante aus dem heissen Jahr 2017.

Will sagen: Die diskrete Kunst von Weinmacher Ortelli (inzwischen unterstützt von den Söhnen Enzo und Lucio) erweist sich bei genauerem Hinschmecken als komplex und feinmaschig. Sie ist nur nicht *fortissimo* inszeniert. Ein besonderes Vergnügen, für den beharrlichen Liebhaber sozusagen der Lohn der Treue, ist der Vergleich der Jahrgänge dieses «I Trii Pin» (drei Tannen). Ortelli selbst rät, mit dem 2017er noch etwas Geduld zu haben, sein Alterungspotenzial sei optimal. Im Übrigen lassen sich am «Trii Pin», diesem Merlot aus dem Sottoceneri, die Typizität jeder Ernte fast exemplarisch ablesen, meinen Kenner und alte Hasen der Tessiner Szene. Darauf ist dieser bescheidene Winzer ein wenig stolz.

Mauro Ortelli Merlot del Ticino I Trii Pin 2017. 13 %. Ortelli vini, Corteglia. Fr. 14.–. www.ortellivini.com



Salz & Pfeffer

Was ist guter Geschmack?

Von David Schnapp

Fine Dining sei in der Krise, sagen viele, die sich mit gutem Essen auskennen. Manche Gäste erwarten zwar hohe Qualität, aber auch eine entspannte Atmosphäre und

kein Hochamt der Haute Cuisine mehr. Zu den Ersten, die das verstanden haben, gehören Spitzenköche in Europas Norden: der Niederländer Sergio Herman, die Dänen René Redzepi und Esben Holmboe Bang, zurzeit ist es der Schwede Björn Frantzén, an dem sich messen lassen muss, wer Essen auf höchstem Niveau serviert.

Das Erlebnis bei Frantzén fängt schon beim Empfang im Erdgeschoss an, wo hinter Glas das Fleisch reift, das man später isst. Jedes Detail wird beachtet, von der Musik im Lift bis zur präzisen aromatischen Komposition jeder Kleinigkeit, die serviert wird.

Zum Start gibt es eine Tartelette mit Blumenkohlcreme, Räucheraal und Blüten, bei der sich der Geschmack nach und nach entfaltet, als würde man in einen Raum hineingehen und mit jedem Schritt mehr von dem entdecken, was sich darin befindet. Manche Highlights sind aufreizend schlicht wie der Kaisergranat oder Norwegische Hummer, der lebend blan-

chiert, in Reis gewendet und frittiert wird. Dazu gibt es eine Mayonnaise aus geklärter Butter und die Erkenntnis, dass beste Produkte oft der Schlüssel zum Glück sind.

Das Menü im «Frantzén» wirft grundsätzliche Fragen auf: Was ist guter Geschmack? Im ersten Drei-Sterne-Restaurant Schwedens besteht er nicht bloss aus grosszügiger Salzbeigabe oder der Reduktion von Saucen zu einem klebrigen Sirup.

So wie die Musik und das Licht im Lift abgestimmt sind, so ist der gute Geschmack innerhalb des Menüs mit höchster Präzision aufgebaut: aus Säure, Salz, Umami, Fett, Textur – und eben aus den besten Produkten. Das mündet in oft unspektakulär aussehenden Gerichten, die sich umso spektakulärer am Gaumen entfalten.

Frantzén, Klara Norra kyrkogata 26, Stockholm, Schweden. Sonntags bis dienstags geschlossen.

David Schnapp ist Autor beim Gault & Millau-Channel.



Auto

Ganz in meiner Mitte

Der Subaru Forester ist perfekt für die Fahrt in die Skiferien, wenn der Weg das Ziel ist. *Von David Schnapp*

Skiferien mit Kindern sind in jeder Hinsicht eine Herausforderung – erfahrene Mütter und Väter wissen, wovon die Rede ist. Es gibt logistische, finanzielle und menschliche Herausforderungen zu meistern, gegen welche die Führung eines mittelgrossen Unternehmens einem Spaziergang gleichkommt. Durch glückliche Fügung und geschickte Planung stand mir für die Fahrt in ebendiese Skiferien ein Subaru Forester zur Verfügung – das ideale Kraftfahrzeug, um Personal und Material in den Schnee zu transportieren.

Wobei ich hier einschieben muss, dass wir die Skiferien seit Jahren im autofreien Braunwald verbringen: ein wunderbarer kleiner Ort, frei von Glitzer, übersichtlich, bodenständig. Genau so ein Auto ist auch der Forester, der alles kann, was ein Wagen, mit dem man in die Berge fährt, können muss. Seine Fähigkeiten sind aber so bodenständig und unaufgeregt verpackt, dass man ihn gerne unterschätzt.

Weil Braunwald autofrei ist und nur über eine Standseilbahn erreicht werden kann, kann

man entweder mit dem Zug dahin gelangen, oder man fährt mit dem Auto vor, lädt sein Gepäck auf einen Wagen und nimmt es dann an der Bergstation wieder entgegen. Da ich Auto- und kein Bahn-Tester bin, liegt mir das Vorgehen näher. Bevor es so weit war, musste der Subaru aber erst mal vollgeladen werden.

Dachboxen lehne ich ab, sie verunstalten die Form jedes Autos, verschlechtern die Ökobilanz, und es sieht unwürdig aus, wenn Leute, auf dem Trittbrett der Fahrertür stehend, versuchen, an ihr Gepäck auf dem Dach zu kommen. Deshalb muss alles in den Kofferraum, und da hat mich der Forester schon ganz zu Beginn sehr zufrieden gemacht: Zwei Koffer, zwei grosse Sporttaschen, ein Rucksack, ein Kinderkoffer – alles passt problemlos hinein. Ein kleiner Mangel ist vielleicht, dass es keine Durchreiche gibt oder dass die Rücksitze nur im Verhältnis 2:3 abzuklappen sind. Für Ski ist deshalb kaum Platz neben vier Personen plus Gepäck. Da halte ich es allerdings so: Mieten ist einfacher als schleppen.

Selbst vollbeladen bleibt der Forester ein gemütlicher Cruiser. Der 4-Zylinder-Boxer-Benzinmotor, der über ein stufenloses Lineartronic-Getriebe das symmetrische Allradsystem antreibt, ist mit seinen 150 PS kräftig genug, um auch im unwegsamen Gelände voranzukommen. Die spezielle Bauweise des Aggregats senkt den Schwerpunkt des Wagens und sorgt durch die höhere Laufruhe für weniger Abnutzung.

Weil Skiferien für die meisten Leute, die ich kenne, die teuersten Ferien im Jahr sind, lohnt sich ein Blick auf die Subaru-Preisliste. Beim Forester bekommt man für eine sehr übersichtliche Menge Geld sehr viel Automobiltechnologie; neben dem einzigartigen Antriebsstrang auch eine ganze Reihe Sicherheits- und Assistenzsysteme, um die ich spätestens bei einem unvermittelt auftauchenden Stau auf der A3 Richtung Chur äusserst froh war. In der Ausstattungslinie «Executive» ist alles, was man so braucht, im Preis inbegriffen: Ledersitze, das lebensrettende «Eye Sight»-System, Navigation und so weiter. Auch deshalb ist der Subaru das ideale Auto für Leute, die ganz in ihrer Mitte sind und bei denen der Weg das Ziel ist.

Subaru Forester 2.0i 4x4 Executive
Leistung: 150 PS / 110 kW; Hubraum: 1995 ccm;
max. Drehmoment: 198 Nm/4200 U/Min.
Beschleunigung 0–100 km/h: 11,8 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 192 km/h;
Verbrauch (EU-Norm): 7,5 l / 100 km;
Preis: Fr. 36 350.– (Modell Swiss Fr. 31 900.–)



Tamaras Welt

Feministische Pornos – stöööhn!

Trigger-Warnung: Diese Kolumne enthält pornografischen und irritierenden Inhalt. Es könnte Sie eventuell sexuell verstören.

Von Tamara Wernli

Neulich feierte ein Porno-Start-up in Freiburg Premiere mit seinem ersten feministischen Pornofilm, «Retour». Feministische Pornos? Was soll das sein? Feministinnen mit umgeschnalltem Dildo, die lüsterne Typen penetrieren? Videos, in denen sich alte weisse Männer, geknebelt und gefesselt, Frauen in diskriminierenden Sexualpraktiken unterwerfen – so nach dem Motto: die Rache der Weiber an dem Patriarchat?

Nicht ganz. Feministische Pornos sollen «fair» produziert werden und eine Vielfalt an Geschlechtern, Körperformen und ethnischer Herkunft zeigen. Zudem sollen die Akteure keine Szenen ohne Einverständnis spielen und Frauen nicht in einem herabwürdigenden Akt oder als Objekt dargestellt werden. So zumindest deklarieren es die studentischen Porno-Macher von «feuer.zug» auf ihrer Website. Und: «Am Set haben wir eine*n Sorgenbeauftragte*n, die sicherstellen, dass Darsteller*innen sich wohlfühlen.»

Ich bewundere junge Leute, die aus Überzeugung etwas auf die Beine stellen. Ein Projekt, das den respektvollen Umgang mit Menschen in einer zweifellos harten Branche fördert, macht Sinn. Statt spermaschluckende, geile Luder zu zeigen, fokussiert man sich hier also auf Dialoge, eine «wahre Geschichte» und die Persönlichkeit der Darsteller. Das ist wunderbar. Ich frage mich nur: Welche Fantasie soll damit angeturnt werden? Ist Masturbieren unterhaltender, wenn statt der durch *doggystyle* beglückten vollbusigen Darstellerin eine Dame mit Orangenhaut Obszönitäten in Missionarsstellung vollführt? Und seit wann können Menschen nicht mehr zwischen Drehbuch und Realität unterscheiden? Bei Pornos «herabwürdigende» Szenen anzuprangern, ist etwa so, wie Horrorfilmen die

Verwendung von Blut vorzuwerfen – weil jemand denken könnte, die Schauspieler seien tatsächlich verletzt. Und möglicherweise ist ja das Filmen von sexuellen Interaktionen für Menschen, die eine*n Sorgenbeauftragte*n für den Wohlfühlfaktor brauchen, nicht der geeignete Zeitvertreib.

Das «faire» Produzieren von Pornos ist nichts Neues. In den USA gibt es dafür den Begriff «ethical porn», ethische Pornos. Diese gehen mit ihren Regeln zwar nicht so weit wie feministische Pornos, aber auf die Rechte der Darsteller wird Wert gelegt; Bezahlung, Konditionen und alle Szenen müssen in gegenseitiger Zustimmung stattfinden. Im Interview mit *Cosmopolitan* erklären prominente Pornodarstellerinnen und -produzentinnen, dass man, indem man für Videos bezahlt, ethisches Produzieren sicherstellen und unterstützen könne.

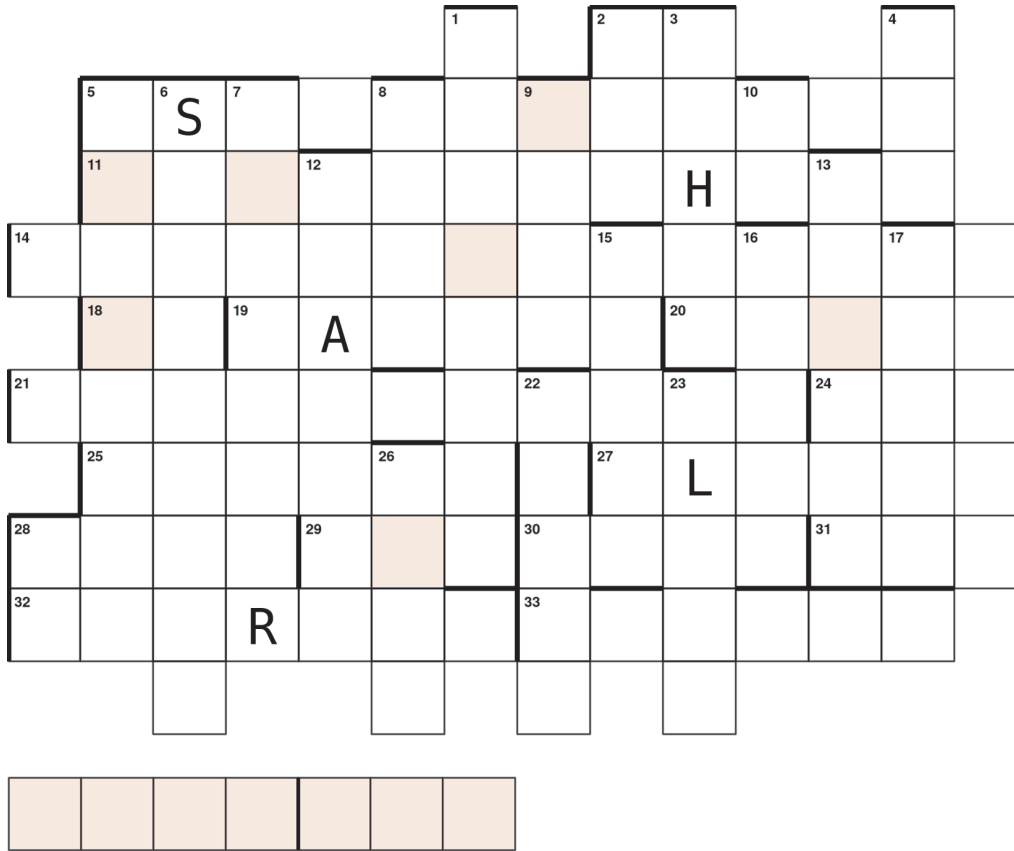
Solange eine Szene einvernehmlich sei, können sich ethische Grundsätze auch ändern, meint Pornostar Chanel Preston. Sie fragt: «Finden Sie es ethisch, eine Person gegen ihren Willen zu entführen? Wohl nicht. Aber viele finden während des Sex die Vorstellung erregend, gekidnappt zu werden, und ich würde das nicht als unethisch sehen.» Wenn eine junge Frau mit Zahnsperre als sexy Stieftochter dargestellt wird, solle man nicht denken: «Das Mädchen wurde dazu gezwungen.» Auch würden Pornodarsteller immer gemäss den Grenzen eines Drehbuchs spielen, so die Expertin. Sie spielen die Szenen also freiwillig. Pornoregisseur und -darsteller Seymore Butts sagt im Lifestylemagazin *Men's Health*: «Die Mehrheit der Frauen tut es zuallererst fürs Geld, gefolgt von Bewunderung, Freiheit, dann wegen des Sex.»

Tatsächlich liegen «frauenfreundliche» Pornos bei den Konsumenten im Trend. Laut einer Statistik der Porno-Website Pornhub lag bei ihren Suchanfragen 2017 der Begriff «Lesbian» (Videos ohne männliche Darsteller) auf Platz 1, auf Platz 2 «Hentai» (japanische Anime-Pornos), noch vor «Milf» (Mom I'd Like to F**ck – Pornos mit reiferen Damen – nicht zu verwechseln mit «Gilf», ja, auch das gibt's: «G» für Granny). Gleich danach kommen «Stepmom» und «Stepsister» – ich weiss, das gibt Anlass zu Irritation, aber Sie wurden eingangs gewarnt.

Interessant sind die Suchanfragen allein bei den Damen. Sie scheinen mehr durch frauenverachtende Inhalte angesprochen als die Männer. Die drei meistgesuchten Begriffe zeigen zwar frauenfreundlichen Stoff, die nächsten Ränge aber bringen das adrette Damenbild ein bisschen zum Wackeln: «Gangbang», «Hardcore», «rauer Sex» und «Bondage» sind populäre Stimuli mit sehr herabwürdigenden Szenen. In ihrer Fantasie mögen es viele Frauen hart und aggressiv – vermutlich liegt es daran, dass sie von Dingen gefesselt sind, die sie sich selbst nicht auszuprobieren trauen. Und grundsätzlich: Ginge es ihnen um die wertvolle Filmstory, würden sie wohl Arte schauen.

Die Jungunternehmer von Feuer.zug stellen viele Verfehlungen in der Branche fest, etwas Bedeutendes erwähnen sie aber nicht: den Pay Gap. Bei den Pornos sind Frauen nämlich viel besser bezahlt als Männer. Laut dem News-Sender CNBC erhält eine durchschnittliche Darstellerin in den USA zwischen 800 und 1000 US-Dollar pro Szene oder Tag, ein Darsteller 500 bis 600 US-Dollar. Ungleiche Bezahlung für gleiche Leistung – wo bleibt der Aufschrei? Es braucht ihn nicht, als Hauptattraktion steht der Frau die höhere Gage zu, so simpel. Dass die Männer aufgrund der Anforderung, stets auf Kommando «performen» zu müssen, ungleich grössere Probleme als die Damen am Set zu verantworten haben und trotzdem weniger verdienen, ist dann eben Künstlerpech.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



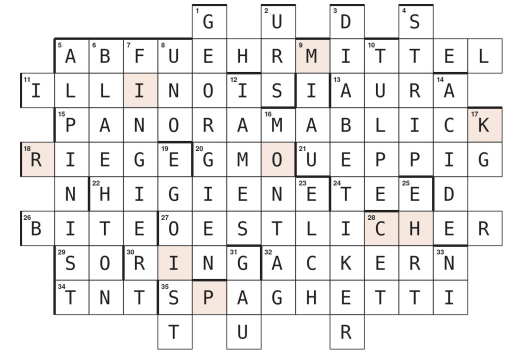
Lösungswort — Abstinenten Trinkers Motto
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 Loge kann auf Unix auch linken. 5 I-I-Brummer: Bringt ungewollte Fracht per Luftpost. 11 128 für 2⁷, a für 2 Waagrecht von e^a und auch gerade noch gerade. 14 Beispielsweise «Ich esse, du kochst.»; endet auch wörtlich in Trennung. 18 Erniedrigtem Ton fehlt nicht viel zur Koryphäe. 19 Meanly (gut schützen bis ganz aufgelöst!) als Dilettanten bezeichnet. 20 Hierzulande sowie auch am Inselstrand die Badi. 21 So wünscht man sich Minen und der Durchschnittsschweizer auch sein Phat Thai. 24 Mit der herab, sonst nimmer. 25 Scout or army Formationen; sind sie on the ground wird's ungemütlich. 27 Verwendet Pablo zum Braten oder auch für quietschende Scharniere. (Mz.) 28 Interjektion, die dreifach wiederholt «she loves you» folgt. 29 Etwa vier Wochen in Barcelona oder Possesivum in Paris. 30 Logo! Übertragen ist solcher Text unverblümt. 31 Wermutstropfen falls grün, ansonsten fabelhaft. 32 Musikgenre – tönt betagt – soll Gegenentwurf zum Mainstream sein. 33 Laubbaumfrucht gibt gemixt auch Seligen her.

Senkrecht — 1 Gedichtzeilenrhythmus endet hier in Liter Bier. 2 Akronymisierte, amerikanische Variante einer GmbH. 3 Doktrin der Sinnlosigkeit hat es, dem Lateiner bedeutet's nichts, nötig. 4 Was andernorts e.g. man's best friend, wird hier tonnenweise rezykliert. 5 Stich dieser Riesenspinne führt sprichwörtlich zur Besessenheit. 6 Trägersubstanzen, enden in Teilzahlung. 7 Organ des «28 Senkrecht»-Sagers oder Knick im Schmöker. 8 Von gleichnamigem Institut betriebenes, grossangelegtes Abhörprogramm ausserirdischer Radiokommunikation. 9 Sause, überdacht auch an der Somme, wo sie sommerlich endet. 10 In in Ain, an route unterwegs. 12 Namensvetter der Schürzenjägerpersonifikation, der italienische James. 13 Torbesäk nach helvetischer Art. 15 Start of term Verrichtung, verspricht von Süden her Badeferien in Südostaustralien. 16 Fasst seit 1964 nicht mehr nur fast 1 dm³. 17 Empty vessels make the most __. 22 Stickstoffentzug macht dieses Kindeskind unsympathisch. 23 Proverbiale Eigenschaft der Flunder ist am Mann voll mit Schnaps. 26 Öldestillat ist ausdrücklich mit Schwefel unterwegs und figurativ unerwünscht. 28 Einverstanden, macht Sven zur Frau.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 606



Waagrecht — 5 ABFUEHRMITTEL
 11 ILLINOIS 13 AURA 15 PANORAMA-
 BLICK: Panorama = ARD Politmagazin
 18 RIEGE(l) 20 GMO: Genetically modified
 organism 21 UEP(PIG) 22 HIG(IENE)
 24 TEE: Auch Abschlagstift beim Golf
 26 BITE: 2 nibble (engl. knabbern) = 1 byte
 (bite = engl. Biss) 27 OESTLICHER 29 SO
 30 RING 32 ACKERN: Präfix G für 10⁹
 34 TNT: «AC/DC»-Song 35 (SPA)(GHET
 TI): ghetti, ital. Mz. von ghetto.

Senkrecht — 1 GEORG IEN: Georg von
 griech. γεωργός für Bauer. 2 (Schellen-)
 URS(li) 3 DIABET IKER 4 S(TRI P) 5 ALP I
 NIST 6 BLAEHT ON 7 FIN(GIER) T 8 UNO
 9 MIAU 10 TULPE 12 IAMES Brown und
 Butler in «Dinner for One». 14 (ACID)E:
 franz. sauer und engl. LSD 16 Guy MON-
 TAG in Fahrenheit 451. 17 KG: Waagen
 messen Gewicht, aber zeigen Masse an.
 19 EGOIST 23 ELCH(test) 25 EHRT
 28 CET: franz. Demonstrativpronomen
 und Central European Time. 31 (Super)
 GAU und Bezirk Gäu im Kt. Solothurn.
 33 Knights of NI aus Monty Python.

Lösungswort — MIKROCHIP

Hilfreiche Tipps und die Auflösung
 dieses Rätsels finden Sie auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html



EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

Peter Hahn



ZIEH DEN SOMMER AN

Alle Outfits aus unserem TV-Spot unter:
www.peterhahn.ch/tvspot

*Gutschein-Nummer 509 094 W8. Der Gutschein ist nur einmalig einlösbar und nicht mit anderen Vorteilsaktionen kombinierbar. Auch im Internet einlösbar. Mindestbestellwert CHF 79,-. Gültig bis zum 28.03.2019. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Natürlich können Sie Ihren 25-CHF-Gutschein auch in unseren PETER HAHN-Modehäusern einlösen.



Rundhals-Pullover
von FLUFFY EARS
Art.-Nr. 860 643 W8
ab 325,95



Bluse von UTA RAASCH
Art.-Nr. 718 676 W8
325,95



7/8-Hose von MYBC
Art.-Nr. 625 213 W8
179,95



Kleid von STEFFEN SCHRAUT
Art.-Nr. 125 586 W8
499,95